Historische Romane

der

Mrs. Anna Eliza Bray.

„Tollkühner Kampf und Liebestreue,
Und strenge Wahrheit in der Dichtung Schmelz."
Gray.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen.

Fünfter Band:

De Foix.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1837.
v. Jenisch= und Stage'sche Buchhandlung.

De Foix,

oder:

Französische Zustände im vierzehnten Jahrhunderte.

Ein

Zeit- und Sittengemälde

von

Mrs. Anna Eliza Bray.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1837.
v. Jenisch- und Stage'sche Buchhandlung.

De Foix.

Zweiter Theil.

1.

Emportauchend aus Flammenwogen, unter einem Prachtbaldachine von weißen und purpurnen Bließen der Wolkenschäfchen, verkündete die Morgensonne des 15. August den Jubeltag der Himmelfahrt der heiligen Mutter Gottes. Feierlich erhoben ihre Stimmen die Glocken der Stadt, des Schlosses Orthez, und der benachbarten Kirchen und Klöster, indessen sich auf allen Straßen und Pfaden Menschen aus allen Ständen, festlich aufgeputzt, in buntem Gewimmel drängten, und hastigen Schrittes nach der angewiesenen Stätte zogen, um sich dem Betgange zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau anzuschließen, oder auf dem ihr geweihten Altare in der großen Benediktinerkirche am Saume des Waldes zu opfern. Sie trugen Kräuter in mächtigen Gebünden, um sie von dem Priester weihen zu lassen, wodurch diese Kräuter, nach der Volksmeinung, nicht nur in Krankheiten heilkräftig helfen konnten, sondern auch gegen die

Wirkungen von tückischen Zauberkünsten und Hexerei schützten.

Gemeinsam schickten sich die öffentlichen Diener umliegender Städte, so wie die Mönche und Nonnen der dazu bestimmten Klöster, zum Betgange an, welcher die geheime Fahne der heiligen Jungfrau zu deren Altare in Sanct Marien begleiten mußte, folgte. Eustace hatte zwar die nächtliche Waffenwache in der Minoritenkirche bestanden, weil diese bequem neben dem Schlosse lag; dennoch war ihm an diesem festlichen Tage nicht in jener, sondern in der großen Kirche der Benediktiner die Ehre des Ritterschlages zugedacht.

Mit Tagesanbruch thaten sich die Schloßthore von Orthez auf, durch welche Graf de Foix hervorritt, prachtvoll gekleidet, auf einem stattlichen, reich geschirrten Streitrosse von milchweißer Farbe, umgeben von seinen Höflingen, Rittern und Knappen, den Dienern seines Staates und Hoflagers, um Theil zu nehmen an dem bereits geordneten Betgange, welcher nur sein Kommen erwartete, um nach dem Kloster zu ziehen. Der Prunk dieses Gefolges einer geweihten Fahne, als dasselbe völlig aufgestellt war, konnte kaum übertroffen werden,

und da diese Förmlichkeit für einen Hauptbestandtheil der Religionsübung jener Zeit galt, deren Sitten und Gebräuche wir bei jedem schicklichen Anlasse schildern müssen, so zweifeln wir nicht, daß der Leser die Mittheilung dieser Schaustellung in flüchtigen Umrissen billigen werde.

Dieses wunderlieblichen Tages schien jedes Gebild der Natur sich zu freuen; im funkelnden Sonnenlichte lagen die benachbarten Wälder und Berge und leuchteten jeder große und kleine Thurm des Schlosses, indessen der Sonne goldene Strahlen auf dem flimmernden Spiegel des Gaveflusses gaukelten. Die köstliche Bläue des reinsten Himmels durchsäuselte kein Lüftchen, welches in traulicher Höhle nach dem kosenden Echo sich zu sehnen schien, das die emporschwebenden süßen Tonweisen nachäffte. Das Schmettern der Clarinette, das Klingen der Cymbeln, das Wirbeln der Trommel, jezuweilen verstummend, wenn sich die schmelzenden Töne der Hörner und Flöten, der Fiedeln und Harfen vernehmen ließen, schienen, um mit den Worten eines Dichterjünglings unserer Zeit zu sprechen, zu einem „Luftmeer von Tönen“ anzuschwellen, in welches das Gemüth sich mit Entzücken tauchte.

Den Reihen des Betganges eröffneten mehrere Meistersänger, die ihre Kunstfertigkeit auf den genannten Tonwerkzeugen bewährten, einige von ihnen spielten in der Mitte des Zuges, wodurch dieser nach allen Richtungen hin von lustigen Klängen beseelet wurde.

Dicht hinter der ersten Abtheilung der Minnesänger kamen die schwarzgekleideten Minoriten-Brüder mit nackten Füßen, nach ihnen die Schwestern eines Benediktiner-Nonnen-Klosters, an der Spitze derselben die Aebtissin mit dem heiligen Kreuze, hierauf der Schatzmeister der Schloßkapelle, in der linken Hand den Stab, dessen Krone das Wappen des de Foix und ein silbernes Lamm bildeten, in der rechten ein entblößtes Schwert, den Grafen als Streiter Christi bezeichnend; ferner der Sacristan mit der Grafenkrone auf silbernem Stabe; dann der Abt eines umliegenden Klosters in seinem glänzendsten Feierkleide, zwischen zwei Pagen in weißen Gewändern, die heilige Fahne der gebenedeiten Mutter Gottes tragend. Von hochrothem Sammt war diese Fahne, reich mit Gold gestickt, und im Herzschilde die Heilige mit dem Jesuskindlein zu schauen. Ihm nach schritten drei Priester in

herrlichgewirkten Chorröcken, jeder mit einem hohen silbernen Kreuze, durch die Zahl ein Sinnbild der göttlichen Dreieinigkeit. Hinter ihnen trug ein Jüngling, angethan mit einem Gewande von Scharlach und Weiß, das Weihwasser in einem goldenen Gefäße, gefolgt von sechs weißgekleideten Domkapitularen, jeder mit einem Reliquienkästchen von auserlesener Arbeit.

Der Nächste im Zuge war nun des Grafen Hofalmosenier, Sire Nikolaus de l'Escalle, der Träger des Schwertes in goldener Scheide, womit Eustace zum Ritter sollte geschlagen werden; hinter ihm kam als Schildknappe Florimond de Goderlach, mit dem Panzerhemde und dem weißen Wappenrocke, an jeder Seite einen Edelknaben, einer von diesen trug den mit weißer Seide bekleideten Streitschild, um dadurch die Reinheit des erst beginnenden Ritterstandes seines Besitzers anzudeuten, der andere den Helm und die goldenen Sporen; ihnen folgte Will vom Westen, der Page aus England, den Mantel tragend, vom Grafen für Eustacen nach Verleihung der Ritterwürde bestimmt.

Ferner schritten einher die weiß und scharlachroth gekleideten Chorknaben des Klosters von Or=

thez, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand, und in den Pausen der Instrumente Loblieder zu Ehren der heiligen Jungfrau anstimmend. Hinter ihnen kamen eine Menge junger Mädchen, in weißen Gewändern, mit rosenbekränzten Haaren, blumengefüllte Körbchen in den Händen tragend, aus denen sie den Pfad des Zuges bestreuten. Ein Jüngling mit über die Schulter wallenden Locken, in einem Kleide von weißer und hochrother Farbe, trug das Evangelium, und ein anderer Jüngling in gleichfarbigem Gewande eine hellstrahlende Wachskerze als Symbol des Glaubenslichtes; auf jeder Seite ging ein Knabe mit einem Weihkessel. Ihnen folgten der Reihe nach: ein Priester mit einer silbernen Bischofsmütze auf einem Kissen, und ein zweiter auf gleiche Weise drei goldene Schlüssel zum Gedächtnisse des heiligen Petrus tragend; der Bischof von Foix und Bearn, eine erhabene, ehrwürdige Gestalt, kurzen, feierlichen Schrittes, mit niedergeschlagenen Augen und zum Gebete gefalteten Händen; blitzende Edelsteine schmückten die Bischofsmütze auf seinem Haupte, sein priesterliches Gewand war Purpur, der Chorrock aus weißem Atlas, mit hochrothem Sammt verbrämt, und auf

der Rückseite das Abbild des heiligen Kreuzes und der heiligen Mutter mit dem Christuskinde in Gold und Perlen; drei weißgekleidete Chorknaben verrichteten die Dienste als Schleppträger seines Gewandes; den obern Theil der Handschuhe zierte Perlenstickerei, und an einer köstlichen mit Smaragden besetzten goldenen Halskette funkelte das Kreuz Christi in Diamanten. Zwei Domdechanten trugen, rechts und links gehend, ein silbernes Kreuz und den Krummstab; eine Menge Geistliche bildeten ihr Gefolge.

Nun erblickte man die Minnesänger und Spielleute des Grafen von Foix, in Kleidern von Goldbrocat, und hinter ihnen eine Schaar gewappneter Ritter und Knappen zu Roß. Ihre Stahlhauben und Harnische funkelten in den Strahlen der Sonne; lustig flatterten ihre Federbüsche und Banner, und das Ganze machte einen wundersamen Eindruck. Als wüßten die Rosse der prächtigen Ritter, wie viel sie zur Verherrlichung des Zuges beitrügen, nickten sie stolz mit ihren Schwanenhälsen, mit donnernden Hufschlägen, und schienen so den Zug selbstthätig noch prunkvoller machen zu wollen.

Hierauf kam der edle Graf de Foix, unbe-

deckten Hauptes, da er selten ein Barett gebrauchte. Sein hoher Rang leuchtete mehr aus seiner königlichen Haltung und seinem erhabenem Aeußern, als aus der Pracht seines Aufputzes. In sanftem Trabe bewegte sich sein kluges, auserlesenes Leibroß. Die Augen aller Theilnehmer waren nach dem Landesvater gerichtet, welcher bald mit der Hand die Begrüßungen erwiederte, bald sich verbeugend dem Volke dankte für den oft erneuerten Jubelruf: „Die heilige Mutter mit de Foix! Heil und Segen dem edlen Grafen!“

Dem Grafen folgten rechts in weißer Kleidung Eustace, geleitet von Sire Espaign du Lyon, links Sire de Corasse, geleitet von Sire Equitan Poursuivant d'Amour. Die Damen Jeanne und Isabelle entzückten durch den ganzen Zauber ihrer Schönheit, welche, wo möglich, noch durch alle Mittel des feinsinnigsten und prächtigsten Anzuges gehoben war, anmuthig auf ihren zierlich gezäumten Zeltern sitzend, welche völlig gewappnete Ritter lenkten. Sire Evan lenkte den Zelter der Dame Jeanne, und Sire Gratien jenen der Dame Isabelle. Hinter ihnen kamen die Hofdamen, umgeben von Rittern, Pagen und Knappen; den Betgang

schlossen die gräflichen Beamten, und die Schwestern des Sanct Annenklosters.

In dieser Reihenfolge erreichte der andächtige Zug die große Benedictinerkirche. Der Graf stieg mit Allen ab, die zu Roß kamen; hierauf begab sich der Betgang durch die westliche Pforte der Kirche, an deren Schwelle der Prior Philipp von Avignon in seinem kostbarsten Feierkleide, inmitten der Klostermönche, die Fahne der heiligen Jungfrau empfing und den Bischof von Foix und Bearn zum Hochaltare geleitete, wo er sich unter einen altgothischen Thronhimmel setzte. Das Innere der Kirche war prächtig ausstaffirt; Gewinde reich gewirkter Tapeten verbanden die Chorgänge miteinander, und jeder Altar, jede Heiligenblende, jede ausgestellte Reliquie zeigte sich im zierlichsten Aufputze.

Der Stimmen tiefer Vollklang löste sich nun auf in die Melodie des gewaltigen Chores, und ging bald über in zarte, verschwimmende Töne, deren zauberische Harmonie die Herzen der Andächtigen rührte, indessen die Chorknaben im Wechselgesange den Festchor zu Ehren der Mutter Gottes anstimmten, welcher mit den Worten beginnt:

„Benedicta Mater Dei. Hierauf hielt der Bischof, unter Beistand des Priors und der Geistlichkeit, das Hochamt. Gegen den Schluß der heiligen Messe erhob sich der Graf de Foix von seinem Sitze und führte, umgeben von seinen edelsten Rittern und Herren, Eustacen an der Hand zu den Stufen des Hochaltares. Sodann legte Sire Nicolas de l'Escalle des Grafen Schwert in der goldenen Scheide, den Schild, die Sporen, den Mantel und den Helm Eustacen's auf die heilige Tafel.

Dieser näherte sich nun der untersten Stufe des Altars, ließ sich dort auf die Kniee nieder, faltete die Hände wie ein Flehender, und betete mit der innigsten Andacht, indessen der ganze Chor wie mit der ergreifenden Gewalt einer einzigen Stimme das Psalmlied sang, das mit den Worten anfängt: „Benedictus Dominus Deus Meus, qui docet manus meas ad proelium, et digitos meos ad bellum — *)

---

*) Nach der Vulgata Psalm. 143. V.:
„Gelobt sey Gott! Er meine Schutzwehr; Er belehrt meine Hände zum Kampfe, meine Finger zum Streite." —

Bischof Wittmann.

Als das Psalmlied gesungen war, wurde dem Eustace ein bloßes Schwert vorgehalten, und dann das Symbol der Sühne, nämlich das Crucifix, welches nach der Messe von Mund zu Mund geht, um den Kuß des Friedens entgegen zu nehmen; beide küßte Eustace andächtig. Philipp faßte hierauf das Schwert, fuhr damit über den Nacken des Jünglings, und weihte es. Auf die nun vom Grafen an ihn gestellte Frage, aus welchem Grunde er die Ehre des Ritterstandes wünsche, antwortete Eustace: „Ich wünsche ein Ritter zu seyn, um durch meine körperliche Kraft und durch geistigen Muth die Sache des Glaubens, des Rechtes und der Ehre zu vertreten.“

Der Graf erwiederte: „Dein Grund ist edel wie dein Wunsch; Gottes Segen ruhe auf deinem Wirken; bewähre dich stets als einen würdigen Ritter!“ Nun wurde Eustacen das eidliche Gelöbniß gewissenhafter Erfüllung der Ritterpflichten laut vorgelesen, was er Wort für Wort wiederholen mußte. Nach diesem näherten sich ihm Will vom Westen mit noch zwei Schildknappen, voran Florimond, welcher Eustacen mit dem Harnische bekleidete. Will befestigte ihm die Sporen, ein anderer

that ihm den ganz einfachen, weiß seidenen Wappenrock um; zuletzt gürtete ihm der Graf de Foix als sein Pathe, oberhalb der Hüften, mit dem vom Prior geweihten, kunstreich gearbeiteten Schwerte von Damascenerstahl. Helm, Schild und Mantel ruhten noch unberührt auf der heiligen Tafel.

Der Graf ging nun auf den Altar zu, an Eustacen vorüber, der sein Knie vor ihm beugte, faßte das Schwert in der goldenen Scheide, schwang es dreimal, und berührte damit dreimal Rücken und Nacken des Jünglings und sprach bei Ertheilung des Ritterschlages mit voller, feierlicher Stimme:

„Ich, Gaston Phöbus, Graf von Foix und Bearn, ertheile im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und des heiligen Benedikt, dir Eustace, dem Kührsohne, den Ritterschlag; bleib' ein wackerer, muthiger, treuer Vasall, und Gott, die heilige Jungfrau und der heilige Benedikt mögen dir segnend beistehen im Streite für den Glauben, Recht und Ehre!“

Nach einer Pause, während welcher Eustace lautlos betete, sprach er zweimal mit feierlicher Stimme: „Amen,“ stand vom Boden auf und um-

armte den hohen Grafen mit Thränen des Dankes und überströmender Gefühle in den Augen. So auch empfing Eustace aus den Händen des Sire Nicolas de l'Escalle dankend den Helm, und übergab ihn seinem Knappen Florimond zur Bewahrung. Der Graf überreichte ihm den weißen Schild, die Lanze Sire Espaign du Lyon; auch diese mußten die nächsten Knappen unter ihre Obhut nehmen.

Hierauf faßte der Graf de Foix die rechte Hand des Sire Eustace und schmückte ihren Zeigefinger mit einem werthvollen Ringe, und zwar mit dem nämlichen, dessen der Franziskaner Erwähnung gethan. Des Jünglings Hand zitterte, als diese Spende sie berührte; dieß machte jedoch unter den Anwesenden kein besonderes Aufsehen, da immer bei Ertheilung eines Ritterschlages der Lehensherr einen solchen oder andern Ring zu schenken pflegte. Als Eustace emporschaute, um dem Grafen seinen Dank auszudrücken, erblickte er den Franziskaner, welcher fortwährend inmitten von Priestern und Klosterbrüdern unweit des Grafen stand, das Gesicht in die Kapuze gehüllt, in die Betrachtung der Förmlichkeit des Ringansteckens versunken. Eustace erinnerte sich an die Mittheilungen in der

letzten Nacht seiner Waffenwache, und Schauder durchrieselte ihn bei dem Anblicke jener Hand, die ihm den Ring feierlich spendete und durch welche der unglückliche Sire Pierre de Bearn gefallen war.

In seinem Gedächtnisse lebten jedoch die Wohlthaten, womit ihn der Graf beglückt hatte, und er fühlte, daß, welche Verbrechen auch immer auf der Seele des Foix lasten möchten, er seine Undankbarkeit nie damit beschönigen dürfe; er faßte daher den Vorsatz getreuer Pflichterfüllung und der Beherrschung jener Leidenschaften, aus denen sündliche Thaten entspringen, die er an Anderen verwerflich finden mußte.

Nun trat der Page Will heran mit dem scharlachrothen, golddurchwirkten Mantel, den der Graf als ein herkömmliches Pathengeschenk bei Verleihung des Ritterschlages, um die Schultern seines jungen Lieblings mit den Worten legte: „Jetzt bist du Ritter, mein Sohn! und es steht dir um eine Huld die Bitte frei an denjenigen, welcher dich in den Ritterstand aufnahm; bei einem solchen Anlasse kann dein Lehensherr und Pathe dir nicht füglich die Erfüllung irgend eines Begehrens versagen.“

„Keine andere Bitte liegt mir am Herzen,“

erwiederte Eustace bescheiden, „als um die Vergunst, das Schwert, womit mein erhabener Wohlthäter mich gürtete, seinem Dienste weihen zu dürfen.“

„Diese mir willkommene Bitte ist ein Beweis deiner Dankbarkeit,“ entgegnete der Graf, „und edelsinnig und ruhmvoll, was dazu dich bewog. Fortan magst du als mein mir sehr lieber Sohn, zunächst um meine Person die ritterlichen Dienste verrichten. Gottes Segen sey mit dir!“

Und wieder fielen die Orgeltöne ein, und die Chorknaben stimmten wieder die lieblichen Melodien ihres Jubelchors an. Der Graf geleitete den neu aufgenommenen Ritter zu dem an seiner rechten Seite befindlichen Sitze, und neben dem Ritter wurde die Lanze mit dem weißen Fähnlein aufgepflanzt. Nach diesen Feierlichkeiten versinnlichten die Mönche auf umständliche Art die Himmelfahrt unserer heiligen Mutter Gottes; wir wollen jedoch den Leser durch keine weitschichtige Schilderung dieser geschmacklosen und kleinlichen Förmlichkeiten ermüden, da man überdieß dergleichen kindische Schaustellungen noch in unserer Zeit in vielen römisch-katholischen Kirchen, namentlich in

Italien und Spanien, finden kann. Der Leser kann sich einen hinreichenden Begriff davon machen, wenn wir ihm sagen, daß man ein Marienbild in das Prachtgewand einer damaligen Hofdame gekleidet, zu einem oberhalb der Emporkirche künstlich angelegten Wolkenhimmel vermittelst einer Winde hinaufzog, wo es von Chorknaben empfangen wurde, die im Aufputze von Engeln an ihren Schultern große Schwingen von Straußfedern Loblieder sangen.

Diesem folgte die vorzüglichste Schaustellung dieses Tages für das Volk, die Enthüllung eines in Lebensgröße aus Holz geschnitzten altergrauen Muttergottesbildes, welches als wunderwirkend einen weitverbreiteten Ruf genoß. Es stand in einer häuschenförmigen Blende des Altars, durch einen Quervorhang von Seide dem Anblicke entzogen; auch die innern Wände waren mit solchem Seidenstoffe ausgeschlagen. Ob der Hochheiligkeit dieses Bildes durften nur die Priester ihm nahe kommen. Vor jener Blende wurden an diesem Tage viele Opfer hingelegt, viele Gebete gesprochen, und die von den vielen Gläubigen herbeigeschleppten Kräuter zu den Füßen des wunderthätigen Bildes geweiht.

Die allenfallsige Mitwirkung des schlauen Priors und einigen Helfershelfern unter seinen Mönchen, an den Wundern dieses Marienbildes, mögen dahin gestellt bleiben; es ist jedoch Thatsache, daß im Mittelalter viele Kirchen gleichfalls im Besitze von Heiligenbildern waren, die im Rufe überirdischer Wunderkräfte standen, die aber in der Regel von den Mönchen zu ihrem Vortheile ausgebeutet wurden. Nach theilweiser Lüftung jenes Vorhanges erblickte man ein uraltes, unbehülflich geschnitztes, braungewordenes, aber prächtig gekleidetes Bild der Jungfrau Maria, welches die meisten Andächtigen sogleich auf ihren Knieen anbeteten.

Der Reihe nach ward nun den Opferspendern das Friedenskreuz zum Kusse gereicht. Ein junger Mann, schier in ritterlicher Tracht, nahte sich, um das Crucifix zu küssen, als eben Prior Philipp mit dem Volke zu thun hatte. Indem raunte der Benedictinermönch Franziskus dem Prior eine Bemerkung in das Ohr, worauf dieser zu dem Jünglinge sagte: „Da du nicht geopfert hast, so ist dir heute auch der Kuß auf das Crucifix nicht gestattet.“

„Dir bringt mein Nichtopfern keinen Nachtheil,“ erwiederte der Jüngling, „denn deine Umtriebe,

ausgeführt unter dem Beistande deiner verruchten Klosterbrüder, haben mich dahin gebracht, daß ich das Opfern wohl unterlassen muß. Ich bin Robert von Roussillon, der Sohn und wahre Erbe des verstorbenen Herrn von Roussillon; als dieser im Fieberwahne schon mit dem Tode rang, und das Bewußtseyn verloren hatte, unternahm es ein Wicht von deinem Schlage, durch alle erdenklichen Kniffe ihm ein Zeichen abzudrängen, daß mein rechtmäßiges Erbe dir und deinem Kloster gehören soll; doch ich gedenke deine Tücke zu Schanden zu machen, und vor aller Welt zu veröffentlichen, wie es jetzt von mir geschieht, daß du kein Recht auf mein Eigenthum zu beweisen vermagst, das ich mit den Waffen in der Hand dir verweigern will."

„Ha!" rief der Prior, „bist du verrückt, daß du also sprichst? Die Entscheidung solcher Zwiste eignet sich nicht an diesen Ort; aber aus Erbarmen mit deinem unsinnigen Benehmen, zur Bewahrung aller Gläubigen vor einem Aergernisse ob deiner Unverschämtheit, so wie, um dieselben jeder argen Vermuthung hinsichtlich der frommen Vermächtnisse an unser armes Kloster zu überheben, ziehen wir es vor, das heilige Bild der gebenedeiten Mutter

Gottes um ein huldreiches Zeichen der Bestätigung zu bitten, daß uns jenes Erbe mit Recht gebühre, welches wir dem seligen Sire von Roussillon verdanken.“

Bedächtigen Schrittes nahte sich Pater Philipp hierauf dem wunderthätigen Bilde, welches die Andächtigen zwar zum Theile sehen konnten; allein die Hülle von weißer Seide bauschte noch so weitfaltig, daß sich dahinter leicht Jemand unbemerkt verstecken konnte. Robert von Roussillon machte sich in des Priors Nähe, welcher in ehrerbietiger Ferne vom Gnadenbilde stehen blieb. Pater Philipp machte das Kreuz, sprach ein langes Gebet, machte wieder das Kreuz, und flehte die gebenedeite Mutter Gottes mit feierlicher Stimme an, durch ein Zeichen ihres Abbildes des Klosters gutes Recht auf das Vermächtniß des in Gott ruhenden Sire de Roussillon zu verkünden.

Alsogleich hob das Bild den rechten Arm auf, und bejahte es durch Kopfnicken; allgemeines Schweigen herrschte unter den Zuschauern, damit diese mittelbare Eröffnung des himmlischen Willens nicht auf gotteslästerliche Weise gestört werde. Man denke sich nun die Bestürzung aller Gläubigen und

den Zorn des erstaunten Priors, als die Stille jähling durch lautes Lachen unterbrochen wurde. Ein Laffe, der freche junge Page aus England, Will vom Westen, hatte sich dieses Gelächters erkühnt, und mit der Neugier eines Jünglings, die wohl seinen Landsleuten eigenthümlich seyn mag, während der Prior das Gnadenbild anflehte, neben dem Bauschwerke in das Häuschen geschlichen und das Bild näher untersucht, wobei er hinter manche ihrer schelmischen Schliche kam. Zornglühend ließ Philipp den verwegenen Menschen von den Mönchen vor sich bringen.

„Gerechter Gott!“ rief der Prior, „welch' vermessen beispiellosen Frevel, welche Verruchtheit gegen das Allerheiligste habt Ihr gewagt, vor den Augen des Himmels und der Erde? Bist du von Sinnen, frecher Jüngling, und was trieb dich zu diesem gotteslästerlichen Gelächter?“

Obgleich Will schon die Folgen seines verübten Streiches zu fürchten begann, so blieben ihm doch immer noch ein guter Theil seines verwegenen Muthwillens, und sein entschiedener Haß, den er gegen den Prior fühlte; darum erwiederte er: „Hochwürdiger Vater, ich dachte nicht im Minde-

sten an's Lachen, als ich aber mit eigenen Augen sah, wie der Chronikschreiber Bruder Johannes hinter den Umhüllungen einige Drähte an der heiligen Jungfrau in Bewegung setzte, um ihr das wunderbare Aufheben des Armes und bejahende Nicken des Kopfes zu erleichteru, da vermochte ich das Verlachen dieses einfältigen Beginnens nicht zu unterdrücken, dessen die Heilige zur Wirkung ihres Wunders wahrlich nicht bedurft hätte.“

„Ich erkenne dich als einen äußerst verwegenen, lügenden und falschen Menschen,“ schmähte der Prior Philipp, „und kann nur staunen, daß nicht die Decke dieses sehr heiligen Behältnisses, um deine gotteslästerliche Verspottung zu rächen, über unsern Häuptern zusammenbrach. Bist du ein Spießgeselle des Robert von Roussillon, oder hat dich Wahnsinn ergriffen? Bist du ein dummer, stumpfsinniger, verruchter Narr? Mit dem Tode sollst du für deine unerhörte Vermessenheit büßen. Wo weilet Bruder Johannes, unser verdienstvoller Chronikschreiber? Er komme, um dich vor den Augen aller Anwesenden als einen Lügner zu beschämen?“

Von der gegenüberliegenden Seite der Kirche,

durch eine Reihe von Benedictinermönchen schreitend, erschien nun Johannes, welcher unbemerkt wegen der Umhüllung des Gnadenbildes, schnell durch eine Fallthüre geschlüpft war, und betheuerte, daß er den ganzen Morgen hindurch seinen Standplatz nicht verlassen habe, was die Mönche bestätigten, entweder weil sie von jenem unterirdischen Gange keine Kenntniß, oder des Bruders Johannes unvermuthete Rückkehr in ihre Mitte nicht bemerkt hatten. Der Prior verlangte nun die augenblickliche Abführung des Will vom Westen in den Kerker des Klosters, um dort seiner Bestrafung zu gewärtigen.

Der Graf de Foix war dem Pagen sehr zugethan, vorzüglich als einem hochbegabten Meistersänger, und keineswegs geneigt, an diesem Tage ihn der Freiheit beraubt zu wissen, verwendete sich demnach für ihn, indessen der alte wackere Ritter Sire Espaign du Lyon, dem Prior die Ansicht beizubringen sich bemühte, es habe irgend ein böser Geist auf Unsinn sinnend, den jungen Will beherrschen können, im Falle er etwa säumig im Besuche der heiligen Messe oder des Beichtstuhles gewesen

wäre, und sofort durch höllisches Gauckelspiel den armen verirrten Jüngling verblendet.

Der Zorn des Priors wurde durch diese Erklärung des Vorfalles um so mehr zum Theil beschwichtiget, als alle Anwesenden sie höchlich billigten, und die finstern Mönche kräftige Beweismittel dafür anbrachten. Der Graf de Foix bewog durch die Verheißung eines Reueopfers für die heilige Blende, den Prior, die Strafe des Pagen dahin zu mildern, daß der böse Geist aus ihm, sobald die Festlichkeiten vorüber seyn würden, durch einige Geißelhiebe ausgetrieben werden, er selbst aber drei Tage lang bei Wasser und Brod im Klosterkerker büßen solle.

In Gott vergnügt über diesen erträglichen Ausgang, mußte Will vom Westen dem Prior für die gnädige Strafe danken, wornach er vorläufig in Freiheit gesetzt wurde, jedoch gegen die Zusicherung des Grafen, daß der Jüngling zum Vollzuge der verwirkten Strafe erscheinen müsse. Robert von Roussillon, der nicht den mindesten Zweifel hatte, daß kein satanisches Gaukelspiel die Augen des jungen Pagen verblendete, schickte sich an, Einsprache zu thun gegen das Urtheil, so wie ge-

gen das vom Heiligenbilde vorgeblich gewirkte Wunder; man versagte ihm jedoch das Wort, und bei rauschenden Tönen der Orgel, welche den Schlußchor begleiteten, lösete sich bald wieder die allgemeine, durch dieß unerwartete Zwischenereigniß veranlaßte Verwirrung.

Die Andächtigen strömten bald hernach zur Kirche hinaus, und der Graf de Foix begab sich mit Eustace und dem Gefolge nach dem Schlosse zurück, von zahllosen Leuten umringt, welche jenem ihre Verehrung bezeigten, und diesem zu seinem neuen hohen Stande Glück wünschten. Durch die anschwellende Menge ziehend, deren Jubel sie umdonnerte, erreichten sie das Schloß Orthez, wo zu ihrem prunkvollsten Empfange alle Vorkehrungen getroffen waren.

2.

Am Tage nach Maria Himmelfahrt sollte das zur Verherrlichung des Festes bestimmte Turnier gehalten werden; schon war dazu auf einem weiten Brachfelde in der Nähe der Stadt Orthez, wo die Schranken standen, alles Erforderliche angeordnet. Dem wirklichen Turniere sollte am Vorabende die

„Hauptprobe,“ oder die „Turniervesper“ vorangehen, wobei die geübtesten Schildknappen mit minder schweren und gefährlichen Waffen, als bei dem Turniere der Ritter gebraucht wurden, gegeneinander rannten. Als einer der besten Kämpfer unter den Knappen, bewährte sich an jenem Abende vorzugsweise unser alter, schon befreundeter Agos von Guisfort, welcher als Preisträger bei dem Festmahle die hohe Auszeichnung genoß, für seine Tapferkeit aus der Hand der holdseligen Dame Jeanne von Boulogne, ein herrliches Stahlschwert, zu Bordeaux gefertiget, als Ehrendank zu erhalten.

Mit Anbruch des festlichen Tages strömten alle Einwohner von Orthez und der umliegenden Städte und Orte, dem Turnierplatze zu. Einen langen und breiten Raum umschlossen die Schranken, und ringsherum liefen Geländergänge mit bequemen Sitzen für die vornehmeren Zuschauer des Kampfes. Deßgleichen waren auch für die Ritter sechs Zelte aus rothem Seidenstoffe mit Goldstickerei aufgeschlagen. Das erste Zelt war bestimmt für Sire Evan de Foix; das zweite für Sire Eustace den Kührsohn, nnd das dritte besonders für Sire Equitan Poursuivant d'Amour; von den an-

dern drei Zelten konnten jene Ritter nach Belieben Gebrauch machen, die allenfalls Lust haben mochten, ihre Lanzen gegen die eben genannten edlen Herren zu versuchen. Die Helme und Wehrzeichen der Herausforderer waren weiter oben, als die erstern drei Zelte standen, aufgepflanzt, und vor jedem derselben zwei Schilde mit dem gemalten Wappen des Besitzers, einer hieß der Friedensschild, der andere der Kriegsschild, oder, nach deutscher Turnierbezeichnung, der Schild zu Schimpf, der andere der Schild zu Ernst; jeder Kämpfer, der geneigt war, mit dem Herausforderer sich zu messen; mußte mit seiner Waffe einen von jenen Schilden berühren, und der Herausforderer, galt es nur ein Stechen zum Schimpf, mit stumpfer Lanze, wenn zu Ernst, mit spitziger Lanze in den Schranken sich stellen. Mit rothem Tuche und Seidenstoffe waren die Geländergänge ausgeschlagen, und ihre Brüstungen mit den schönsten Tapeten bekleidet, aber durchaus mit hochrothem Sammet, mit eingewirkten Wappen des Grafen und dessen vornehmsten Rittern, jedes auf des Schildes Grundfarbe: himmelblau, silbergrau oder golden, — die zur Aufnahme des Grafen de Foix, seines Hof-

staates und der Kampfrichter bestimmten Söller. Die Banner und Fähnlein der Wehrzeichen-Eigner überflatterten diese Geländergänge, was zur heitern Ausstaffirung des weiträumigen Turnierplatzes wesentlich beitrug.

In der Voraussicht einer drückenden Sommerhitze, war des Turniers Beginn sehr zeitig anberaumt. Geschäftig trieben sich schon viele Marschalke, Herolde und Waffenträger in den Schranken umher, theils um die Lanzen und Harnische der Ritter zu beschauen, theils um den Zuschauern aus dem Volke ihre Plätze anzuweisen, und hin und wieder erblickte man Herolde, Schilde oder Wehrzeichen kampflustiger Ritter aufhängend, welche Mühe ihnen durch eine gewisse Summe Goldgulden vergütet wurde.

Ueber den Zelten der Kampfrichter prangte auch das Wappen des Grafen de Foix, um ihn als Veranstalter des Turniers zu bezeichnen. Das Maaß der Schranken wurde nach Schritten genommen, und mit Umsicht alles weggeräumt, was die Ritter im Turniere hätte störend benachtheiligen können. Die regeste Thätigkeit herrschte, voll Lust und Freude. Das Gedräng der hin und herwogen=

den zahllosen Menschen, die theils unbedeckten Hauptes waren, theils leichte Kappen trugen, schien eine einzige gewaltige Masse zu bilden. Zank und Streit erhoben sich bald bei jener Abtheilung der Geländergänge, die dem Volke freistand, und nicht ohne Austausch von Püffen konnte man sich zu den Sitzplätzen durchbalgen, die schon innerhalb zwanzig Minuten eingenommen waren; die sich zu keiner Bank mehr vordrängen konnten, strömten wieder unter die Menge hinunter, welche mit Ungeduld dem Erscheinen des Grafen und der Ritter entgegensah.

Der Ruf: „Sie kommen! Sie kommen!“ tauchte endlich aus den Wogen des Volkes auf, als aus der Ferne die Tonwerkzeuge leise erklangen. Da regte und rührte sich wieder Alles, und berittene Marschalke und Reisige mußten den Zugang zu den Schranken wieder offen halten. Das dumpfe Summen der Zuschauer wurde nach dem Grade der Annäherung des Zuges immer stärker, und als dieser erschien, zu einem so donnernden Jubelgeschrei, daß man schier die Spielleute nicht mehr blasen hörte.

Den Zug eröffneten aufspielend die Musiker

des Grafen de Foix nebst den Minnesängern, mit Gewändern von Goldbrocat angethan. Dann kamen die Herolde in Röcken mit den eingewirkten Wappen des Grafen; hoch auf einem Rosse von kastanienbrauner Farbe, die gesenkte Lanze in der Hand, inmitten verschiedener Waffenträger, erschien der Kampfrichter oder Kreiswärtel, im bunten Aufputze nach Angabe der Damen, denen immer das Recht zustand, den Mann zu diesem Dienste zu wählen.

Hierauf kamen die Marschalke und Reisigen zu Roß, gefolgt von den zum Angriffe blasenden Trompetern. Das Fähnlein jeder Trompete trug das Wappen des Grafen de Foix. Mit einem aufkreischenden Tusche, zur Entflammung des Kampfmuthes, die auch stets erfolgte, zogen die Trompeter in die Schranken, denn die Trompete wurde schon in den ältesten Zeiten für das wirksamste Tonwerkzeug gehalten. Nun zogen die Kämmerlinge als Bahnöffner des Grafen heran. In sein Prachtgewand gekleidet, ritt der Graf sein Leibroß, umgeben von seinen übrigen Kampfrichtern und Schildknappen, gefolgt von den Damen Jeanne und Isabelle und den ersten Damen und Fräulein

des Hoflagers auf Zeltern, deren Lenkung je ein Ritter oder Page besorgte.

Dem Zuge der Damen schlossen sich die kampfgewappneten Ritter an, jeder seinen Schildknappen und Edelknaben hinter sich, jener den Helm, dieser die Lanze seines Herrn tragend. An dem Helme beinahe eines jeden Ritters erblickte man das Gunstzeichen von der Dame seines Herzens verliehen. Stahlgerüstet, reich angeschirrt erschien das Streitroß eines jeden Ritters. Das feurige Stolziren der Rosse, die heitere bunte Farbenpracht der Wappenröcke der Ritter, die funkelnden Helme und Harnische im Strahlenspiele der Sonne blendeten durch ein Meer von Schimmer, mit dem sich keine Heerschaar unserer Tage messen kann. Es war ein erhabener, höchst ergreifender Anblick, an dem jedes Auge wonnetrunken hing, jedes Herz schlug für den edlen Reiterzug, aus jedem Munde erscholl begrüßend des Lobpreisens begeisterter, gewaltiger Jubelruf.

Vor den Schranken stieg Graf de Foix vom Rosse, und verfügte sich mit den Damen und Rittern, die ihn umgaben, auf die Söller, wo für sie Sitze bereitet waren. Wieder zu Roß erschienen

die Ritter in den Schranken und schwangen sich dort aus den Sätteln, wo ihre Schilde ihnen von den Herolden überreicht wurden, die stets den Namen des Eigenthümers mit dem lauten Rufe verkündeten: „Zur Waffenschau, Ritter und Knappen, zur Waffenschau!“ Durch gesuchten Prunk in seiner Rüstung zeichnete sich an diesem Tage ganz besonders Sire Evan de Foix aus. Sire Equitan war nach unserer Schilderung im ersten Kapitel gekleidet, und über dem Harnische des Sire Eustace war nur der einfache weiße Wappenrock sichtbar. Während diese drei Ritter auf kurze Zeit in ihre Zelte gingen, spielten die Musiker zu den Schlachtgesängen der Minnesänger beseelende Weisen.

Auf's Neue hatten die Herolde, Marschalke und Waffenträger im Innern der Schranken zu thun, und so oft die Waffenschau für einen Ritter vorüber war, verkündeten sie ihm das Recht, zu kämpfen, mit dem Ausrufe: „Waffenfrei! Waffenfrei!“ Dieß galt immer als Losung zur Ausbezahlung der Goldgulden durch die Schildknappen auf Befehl ihrer Gebieter an die Herolde, wofür diese dankend den lauten Ruf erneuerten: „Waffenfrei! Waffenfrei! Ruhm den Söhnen der Muthigen!“

Sodann fand die Verlesung der Turniergesetze Statt, und nach einleitendem Trompetengeschmetter die Verkündung der Herausforderung des Sire Evan de Foix an Sire Equitan Poursuivant d'Amour durch die Herolde. Die Knappen führten die Rosse ihrer Herrn an den Zügeln zu den Zelten jener; alle Voranstalten waren vollendet, und Jedermann sah mit Ungeduld dem Beginne des Kampfes entgegen.

Der Graf, die Bahnrichter und das Hofgefolge nahmen von den ihnen vorbehaltenen Söllerplätzen Besitz. Unter den vielen anwesenden Geistlichen war auch der Prior Philipp von Avignon, der gleich neben dem Grafen seinen Sitz hatte, und, als er eben über die Stufen zum Geländergange hinauf sich dahin begeben wollte, vom Chronikschreiber Bruder Johannes, welcher athemlos geflogen kam, am Aermel ergriffen ward. „Hochwürdiger Herr," sprach er mit eiligen Worten, „kehrt um, und folgt mir alsogleich, ich bringe Euch eine sehr überraschende Neuigkeit. Wo finde ich Sire Evan de Foix? Ich muß ihm eine unverschibliche Mittheilung machen."

„Das kann nicht seyn," erwiederte der Prior,

„in wenigen Augenblicken wird Sir Evan sein Zelt verlassen, um mit Sire Equitan in den Schranken zusammenzutreffen.“

„Schon gut,“ versetzte Johannes, „gerade von diesem Sire Equitan wäre die Rede, über welchen ich ihm sehr Wichtiges zu sagen habe.“

„Wenn dieß der Fall ist,“ entgegnete der Prior, „so sag' mir nur schnell, was du weißt, und wie du zu deiner Nachricht kamst. Deine Vorkehrungen, Bruder Johannes, hast du mit gewohntem Eifer getroffen —“

Die Antwort des Bruders Johannes wurde durch Agos von Guisfort verhindert, der mit einem Auftrage seines Herrn kurze Zeit bei den Minnesängern gewesen war, und nun wieder den Rückweg zum Zelte nahm, der ihn dicht an den beiden tückischen Klostermönchen vorüberführte; er hörte, wie sie den Namen des Sire Equitan aussprachen, und die gespannte Neugier in des Priors Blicken, veranlaßte ihn, vorläufig stehen zu bleiben. Indem rief der Graf de Foix nach dem Prior.

„Sogleich werd' ich zur Stelle seyn,“ rief Philipp mit lauter Stimme, um vom Grafen gehört zu werden, „nur einige Aufträge hab' ich dem

Bruder Johannes zu ertheilen;" dann sprach er zu Agos: „Sey so gut, Freund, fürbaß zu ziehen; du verstellst den Weg, sieh, wie heftig die Leute drängen, ich bitte dich, geh' deines Weges!"

„Dieß werd' ich thun," erwiederte Agos, „sobald ich mehr Lust bekomme; ich bin Euch kein größeres Hinderniß im Wege, als Ihr Euch selbst seyd, und beliebte es Euch nur, die Stufen zum Geländergange anzutreten, so wäre doch wenigstens ein Stein des Anstoßes, manchem wackern Manne aus dem Wege geräumt. Mit vereinter Kraft wollen dann wir Beide, Bruder Johannes und ich, uns schon einen Weg durch das Gedränge bahnen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein völlig gerüsteter Ritter sich Bahn brach durch das Gewühl, um die Schranken zu erreichen.

„Platz da," gebot Will vom Westen, der dem Ritter die Gasse öffnete, „Platz da für Sire Robert von Roussillon, Tournierkämpfer!"

„Beliebet Euch einen andern Weg zu suchen, Herr Page," rief Agos von Guisfort, „in soferne es Eurem Rücken nicht nach einer absonderlichen Tracht Geißelhiebe zuckt, als Zugabe zu den Euch bereits von der Kirche verheißenen! Zum Besten

0E130 0E13

des Sire Robert de Roussillon geb' ich Euch den guten Rath, auf den Durchgang hier zu verzichten, da dieser Weg vorzugsweise den heiligen Männern vorbehalten bleiben muß, und diese leicht durch ein Wunder von jenem Schlage, wie das mit der Mutter Gottes in der Kirche für dich so trübselig ausgefallene, dem Sire Robert das weitere Vordringen verleiden könnte."

Der Prior entgegnete: „Wir haben nicht durch eine Sylbe das Vorhaben ausgedrückt, dem Sire Robert von Roussillon den Zugang zu den Schranken zu verwehren, wie es deine Unverschämtheit vermuthet, hämisch stichelnder Bursche; denn der Sire hat die rechte Zeit versäumt. Schon thronet das Wappen des Grafen de Foix über den Zelten, und ist einmal diese Förmlichkeit vorüber, so ist es keinem Ritter mehr gestattet, an dem Turniere Theil zu nehmen, es sey denn, daß sein Name zuvor in das Verzeichniß der Kämpfer wäre eingetragen worden."

„Fehlt sonst nichts? dann ist ja alles in der Ordnung," versicherte der Edelknabe Will vom Westen, „noch gestern Abends hab' ich den Namen des Sire Robert von Roussillon in die Liste der

Turnierkämpfer eintragen lassen, und dort seht Ihr sein Wappenschild neben jenen der andern Ritter aufgepflanzt; daher tretet seitwärts, liebe Leute, und macht Platz für Sire Robert de Roussillon, damit sein Trompeter vorüberziehen, und das Erscheinen des Gebieters verkünden könne.“

„Wahrhaftig, Herr Page,“ bemerkte Agos, „Ihr thut Euch ja absonderlich thätig um in den Geschäften des Sire de Roussillon; wollte Gott, er thäte es eben so zu Eurem Besten, als Beiständer Eures Rückens, um Euch einige jener Geißelhiebe zu überheben, die jedoch, obgleich von heiligen Händen und mit geweihten Ruthen zahlrichtig zugetheilt, dessenungeachtet Euch mit dem Begriffe einer weltlichen Durchfuchtelung werden vertraut machen; denn die Mönche wissen sich kein größeres Vergnügen zu bereiten, als unter frommen Vorwänden Geißelhiebe und Kasteiungen zu verordnen, gleichsam dadurch mit den irdischen Strafhausknechten wetteifernd, und wo möglich die höllischen Teufel im Foltern armer Seelen überbietend.“

Bei diesen Worten hoben Prior Philipp und Bruder Johannes mit verschobenen Blicken ihre Hände zum Himmel, und jener sprach zu Agos:

„Himmel, wann wird deine gotteslästerliche Vermessenheit ein Ende nehmen? Wie sehr bestätigest du die Wahrheit, daß die Zunge eine Quelle alles Argen ist! Die Heiligen mögen sich deiner erbarmen, und deine verruchte Seele wieder auf den rechten Weg bringen!"

„Amen!" fiel Johannes der Chronikschreiber ein, andächtig ein Kreuz schlagend.

Agos wäre die Antwort nicht schuldig geblieben, wenn nicht eben der Durchzug des Sire Robert de Roussillon ein gewaltiges Drängen veranlaßt hätte. Dicht hinter Sire Robert ging Will vom Westen, und entfernte sich, als jener bereits in den Schranken hielt, um sich in das Zelt des Sire Eustace des Kührsohnes zu begeben.

Mit derber Laune verband Agos in bedeutendem Grade die Gabe der Beobachtung; klüglich wollte er noch eine Zeitlang in der Umgebung der beiden Mönche verweilen, um vielleicht von dem Inhalte ihrer angelegentlichen Zwiesprache über seinen Ritter etwas zu erfahren. Den Benedictinern fiel seine Nähe höchst lästig. „Ich bitte dich, Freund," wendete sich nun der Chronikschreiber an ihn, „geh' fort, ich muß mich mit dem Pater Prior

über himmlische Dinge benehmen, die nicht den mindesten Aufschub dulden, du aber solltest berufmäßig in den Schranken stehen. Zieh' aber gefällig deines Weges, und laß uns allein, da du als ein Weltling wenig Vergnügen im Verkehre mit einem vom Geiste Gottes beseelten Manne finden magst."

„Hast du mit dem Pater Prior himmlische Dinge zu besprechen," erwiederte Agos, den das ängstliche Bemühen des Priors, ihn wegzubringen, nun gerade um so fester an diese Stelle bannte, „so begreife ich wahrlich deine übergroße Hast nicht, hoch gewölbt ist des Himmels Dom und von ewiger Dauer, daher jedes Verhältniß zu ihm nach Zeit und Ort gemächlich reifen kann; an diesen Platz aber scheinen heilige Geschäfte nicht zu passen; an des Turniers blutiger Stätte sollten, nach meiner Meinung, vielmehr die Beweggründe zur Streitsucht vorherrschen. Wenn es dich aber nach der Ursache gelüstet, warum ich als ein Weltling nach einem vom Geiste Gottes beseelten Manne aufdringe, so wisse, daß die absonderlich gute Absicht mich dazu bestimmt, zu unserm gegenseitigen Vortheile mich, dem Weltling, mit dir, dem geistigen

Manne, in Berührung zu bringen; ich will sohin, Bruder Johannes, nicht von dieser Stelle weichen, bis der ehrenwerthe Pater Prior, nach welchem der Graf so eben wiederholt ruft, bequem auf seinem Sitze ruhen wird.“

In der That hatte der Graf schon öfter dem Prior gerufen, der nun Folge leisten und vom Bruder Johannes sich trennen mußte, ohne die wichtige Neuigkeit zu wissen, welche ihm dieser wegen des Sire Equitan gebracht hätte; er schied also von Johannes voll geheimer Verwünschungen des Schildknappen, der gerade zu einer Zeit nicht von seiner Seite weichen wollte, wo seine Anwesenheit ihn am Meisten störte.

Der Graf hielt mit dem Prior, als dieser auf dem Söller vor ihm erschien, eine so leise Unterredung, daß sie für seine nächste Umgebung ganz unvernehmbar blieb. Inzwischen plauderte die alte Gräfin Corasse mit den Damen Jeanne und Isabelle, an deren Seite sie saß, über manche Turniere in den Tagen ihrer Jugend, worin sie die Hauptperson gespielt, und manch' ritterlich=kühner Jüngling die Lanze für sie eingelegt habe. Dieß war ein Lieblingsstoff für Espaign du Lyon, der sogleich

seine eigenen Waffenthaten zur Sprache brachte, wodurch er sich als junger Ritter, da noch die Sonne der Damengunst ihm lächelte, Ruhm erworben.

„Jener junge Ritter da unten,“ nahm Sire Espaign das Wort, „der so keck sein Roß in den Schranken herumwirft, wie seine Augen, mahnt mich recht lebhaft an meine eigene Jugend. Damals war ich wohl ein wahrhaftiger Sire Equitan, weil, wie ich Euch sage, die Tochter eines vornehmen Barons, welche durch ihre Schönheit den Hof zu Montfort in Bretagne bezauberte, mich vor allen andern Rittern mit einem Zeichen ihrer Gunst beglückte, das völlig demjenigen glich, welches Sire Equitan aus Euren Händen empfing, Dame Jeanne.“

Hoch schlug das Herz der Dame Jeanne von Boulogne, die bis über den Nacken erröthete, als gerade jetzt Sire Equitan zu Roß im Innern der Schranken jener Abtheilung des Geländerganges gegenüber sich befand, wo der Söller für den Hof angebracht war. Die holdselige Jeanne zweifelte nicht im Mindesten, daß der Blick, welchen er dahin emporsendete, nur ihr habe gelten können.

„Ja wohl wurde dieses Gunstzeichen auf eine nicht zu billigende Art gespendet,“ bemerkte die alte Gräfin de la Corasse: „Als junge Dame hätte ich meiner Zeit lieber den Tod der Verleihung eines so unziemlichen Zeichens an irgend einen kecken, fahrenden Ritter, von welchem Schlage schier die Meisten seyn mögen, vorgezogen. Nicht für den Werth einer Stecknadel aus meiner Flitterhaube war von mir zu bekommen, bevor nicht ein Ritter mir jahrelang seine Dienste geweiht, und durch unaufhörliches Bitten ein solches abgedrängt hatte; in unserer Zeit aber sind die jungen Fräulein ganz aus der Art geschlagen, denn, so wahr ich die heilige Jungfrau verehre, sie spenden bereitwillig größere Zeichen ihrer Gunst, als selbst ein ungenügsamer Ritter zu verlangen wagt.“

„Gleichwohl möchte es anzunehmen seyn,“ entgegnete Isabelle von Greilly, „ein aufrichtiges Geständniß, könnten wir Euch je dazu bewegen, müßte es über allen Zweifel erheben, daß Ihr im wirklichen Besitze der von Euch geschilderten Anbeter, mit Euren Gunstzeichen gewiß nicht geizig gewesen wäret.“

„Ei, allerdings kann ich nicht in Abrede stel-

len, mein liebes Fräulein," erwiederte die Gräfin lächelnd und mit einem geschämigen Seitenblicke auf einen radförmigen Federschweif, den sie in der Hand trug, wie in unserer Zeit eine Dame allenfalls ihren Fächer, „daß es mir nicht an Verehrern gebrach, und daß ich durch eine Belohnung standhafter Ergebenheit nur ein Werk der christlichen Barmherzigkeit zu üben glaubte."

„Da haben wir's ja, was ich eben äußerte," versetzte Isabelle von Greilly; „weil jeder Ritter sich so lange um Eure Gunst bewerben, und zugleich Waffenthaten ohne Ende verrichten mußte, so können wir die große Reihe von Werken christlicher Barmherzigkeit, die Euer langes Leben zieren, Frau Gräfin, leicht bemessen."

Zur Verhütung des innern Uebersprudelns kühlte sich die alte Gräfin durch erstaunlich emsiges Wedeln mit dem Federschweife ab. Die Gunstzeichen brachte sie jetzt nicht mehr auf's Tapet, sondern beschränkte sich nur auf die Aeußerung, daß dazumal Damen von verständigem und gesetzten Alter weit mehr Eroberungen machten, als ein Schwarm Fräulein, die nichts gelernt hatten, als

mit Eichhörnchen zu tändeln und Wachskerzen zu Festlichkeiten anzuzünden.

„Sehr richtig,“ rief Isabelle, „und dem gemäß konnten sich auch die Ritter von verständigem und gesetzten Alter der meisten Eroberungen rühmen, daher ich auch fest glaube, daß in Bezug auf Alter und Benehmen sämmtliche Anbeter der Gräfin de la Corasse, wie ein Ei dem andern, unserm ehrenwerthen Sire Espaign du Lyon glichen, welcher ihr weit liebenswürdiger schien, als alle jene Gecken und Springinsfelde.“

Mit mißbilligendem Blicke schaute Jeanne von Boulogne auf ihre Freundin, indem sie, obgleich die übertriebene Eitelkeit der alten stachelzüngigen Gräfin nicht verkennend, das Alter, wohin auch die fröhlichste Jugend ihr Leben zubringen wünsche, nicht zum Ziele kränkenden Scherzes passend hielt. Nur um einen andern Stoff zur Sprache zu bringen, sagte sie, daß die Erinnerung an die mit einem Turniere verbundenen Gefahren ihr immer alle Freude am Zuschauen verbittere.

„Gefahren geben einem Turniere erst die wahre Würze,“ bemerkte Sire Espaign du Lyon, „und fesseln die Theilnahme der Zuschauer; ganz gewiß

wird es heute auch tüchtige Hiebe absetzen, da Sire Evan de Foix und Sire Equitan keine Kämpen sind, bei deren Zusammentreffen es leer ausgehen möchte.«

„In der That?« fragte Jeanne von Boulogne, erbleichend, als der Ritter diese Worte sprach, „hoffentlich werden aber doch die Kampfrichter dafür sorgen, daß sie Maß und Ziel halten?«

„Wer kann Ereignisse verbürgen?« erwiederte Sire Espaign, „da fällt mir eben noch ein Kampf aus meiner Jugendzeit bei; er galt einer schönen Dame, und mein Gegner wurde tödtlich getroffen aus der Stechbahn gebracht; wenn für eine Dame ihres Herzens junge muthige Ritter gegeneinander zu den Waffen greifen, so geben sie gewöhnlich den Kampf nicht eher auf, als bis der Sieger den Gegner in den letzten Zügen sieht.«

„Gerechter Gott!« rief Jeanne, „von welchen Gefahren sind sie dann bedroht? Was läßt sich da machen?«

„Was sich machen läßt?« fragte die Gräfin, „ei, nichts! Und wozu auch, um aller Welt willen, so viel Unruhe? Was liegt Euch daran, wenn sie beide todt auf dem Platze bleiben? Erwäge ich,

daß Evan de Foix Euer Verlobter ist, dann muß ich einige Aeußerung Eures Mitleids freilich erklärbar finden und entschuldigen, dabei müßt Ihr jedoch den jungfräulich sittigen Anstand nicht außer Augen setzen, und die Sache mit jener kalten Ruhe beurtheilen, woraus die Welt dann die Ueberzeugung von dem völligen Gleichmuthe Eurer Seele schöpfen mag.“

„O Dame,“ entgegnete Jeanne, „wie wär mir dieß möglich? Wir haben keine Herrschaft über unsere Gefühle, und selbst das Gebot der Nächstenliebe —“

„In der That, eine eigenthümliche Art der Weltansicht,“ unterbrach sie die Gräfin, „wie man sie nur immer von einer jungen Hofdame, und überdieß von der Erbin von Comminges erwarten sollte! Ei, was gehen Euch denn Gefühle an? Andere Gefühle, als solche, welche ihr nach einer verständigen Berechnung von denjenigen vorgezeichnet werden, die über sie zu gebieten haben, darf eine ordentliche Jungfrau gar nicht hegen, und stummer Gehorsam geziemt ihr besser, als ein Geplauder über Nächstenliebe gegen jugendliche Wagehälse. Wie solche Verkehrtheiten Euch den Kopf

verwirren können, ist übrigens leicht zu begreifen, wenn man weiß, daß fahrende Minnesänger mit ihren Romanzen den Mädchen eitle Selbstüberschätzung aufdringen. Es ist mir wirklich bange um die Früchte meiner Sorge für Eure Erziehung, Dame Jeanne, denn nun und nimmermehr werdet Ihr es dahin bringen, Eure Bestimmung zu begreifen."

„Wertheste Frau Gräfin," nahm Isabelle das Wort, „nach dieser Ansicht hat meine Base Jeanne sehr klug gehandelt, sich nicht viel um Euern Unterricht zu bekümmern; dürfte sie nämlich kein anderes Gefühl hegen, als welches Eure Weisheit für sie genehm hielte, so würde ihr nach diesem Leitfaden das Begreifen ihrer Bestimmung kaum auf irgend eine Weise ersprießlich seyn, weil sie dadurch gezwungen würde, das sich aufdringende fremde Uebergewicht als drückende Willkühr zu betrachten."

Indem gab eine Trompete das Zeichen, und ein Herold mit dem Fähnlein des Sire Evan de Foix in der Hand, kam an die Schranken, dem gräflichen Söller gegenüber, also zum Grafen sprechend:

„Gaston Phöbus, erlauchter Graf von Foix!

Im Namen des Sire Evan von Foix verlange ich Eure gnädige Erlaubniß, daß er sein Gelübde erfüllen, und mit Sire Equitan Poursuivant d'Amour in den Schranken kämpfen dürfe. Verkündet Euren Willen!«

»Ich bewillige,« erwiederte der Graf, »daß Sire Evan de Foix, nach eigenem Wunsche, sein Gelübde erfülle; möge Gott entscheiden und den Ausgang in seinen heiligen Schutz nehmen!«

Die Trompete schmetterte und der Herold kehrte zurück, der Zuschauer fröhliches Summen begann wieder zu wogen, da sie Alle auf das Kommende sehr gespannt waren. Als der Schildknappe des Sir Evan de Foix in den Schranken, des Sire Equitan Schild zu Ernste berührt hatte, kam dieser Ritter ganz gewappnet aus seinem Zelte hervor. Seine Stahlhaube überragte eine, in schiefer Richtung, vogelkopfförmig scheinende Helmzier, im Schatten eines wogenden Busches aus Straußfedern, und von der weißen Schärpe, dem Huldzeichen, welches die schöne Hand der Dame Jeanne von Boulogne dem Ritter gespendet hatte, war, wie von einem Netze, der Helm umsponnen; mit

einer goldenen Hackenspange, einem Gunstpfande der fröhlichen Isabelle, war sie befestiget.

Sir Equitan trat in die Bügel, und so wie er auf seinem stattlichen Rosse saß, reichte ihm sein Knappe Schild und Lanze, jener wurde an seinen linken Arm geschnallt, dieser ruhte senkrecht in seiner rechten Hand bis zum Zeichen des Turnierbeginns. Sire Evan de Foix verließ auf die nämliche Art sein Zelt, und schwang sich in den Sattel eines edlen milchweißen Streithengstes.

Nach dem Schalle einer Trompete trabten die Ritter auf ihren Rossen weiter gegen die Mitte der Turnierbahn, wo sie von den Herolden befragt wurden, ob sie am Morgen dieses Tages die Messe gehört und gebeichtet hätten. Nach bejahter Frage wurde ihnen die eidliche Bestätigung aufgetragen.

Mit dem rechten Arm die Lanze gegen den Himmel schwingend, leisteten nun Sire Evan de Foix und Sire Equitan bei dem Namen Gottes und der heiligen Jungfrau einen Eid, daß sie keinerlei Zaubermittel oder Reliquien an ihrem Leibe hätten, zur Uebervortheilung im Zweikampfe. Trompetenschall schloß wieder die Ablegung des feierlichen Schwures; jeder Ritter nahm jetzt sein Roß zu-

sammen, stellte mit fester Hand die Lanze mit zu Bordeaux gutgehärteter Spitze in den Stechriemen, und faßte dann den Gegner scharf in's Auge, des Kampfzeichens schlagfertig harrend.

Die Trompete erscholl, die Ritter setzten die Sporen ein, und flogen mit der Hast des Blitzes vorwärts, mit welchem der Glanz ihrer Waffen in den Strahlen der Sonne wetteiferte. Stolz rannten die Rosse mit den Kämpfern ohne den mindesten Seitentritt bis in der Stechbahn Mitte, wo die Ritter mit solcher Gewalt aufeinander trafen, daß ob des Stoßes der scharfgespitzten Lanzen, je aus dem Helme des Geguers Funken sprühten, wobei die Lanze des Sir Evan de Foix brach, Sire Equitan aber den Helm verlor, und sofort unbedeckten Hauptes wieder auf die Stätte seines Absprengens sich verfügen mußte. Lang andauernder, stürmischer Beifall der Zuschauer, zur Anerkennung der Auszeichnung, krönte den wackern Kampfritt. Wieder fielen die Trompeten ein, und die Herolde wiederholten ihren Ruf: „Waffenfrei! Waffenfrei! Ruhm den Söhnen der Muthigen!“

Sir Equitan schwang sich aus seinem Sattel, um sich in seinem Armstuhle ein wenig zu erholen,

zndessen ihm Agos von Guisfort den Helm wieder auf dem Haupte befestigte; dem Sire Evan wurde eine Lanze gereicht, sodann setzten sich die Ritter wieder auf ihre Streitrosse, und auf das Zeichen der Trompete begann der zweite Kampfritt, welcher aber dadurch mißlang, daß beide Ritter ohne einen Stoß anbringen zu können, aneinander vorbeisauseten, woran die Bogensprünge der Hengste die Schuld trugen, die, nicht achtend Zügel und Sporen, ihre Reiter fernab gegen die Schrankenwände rissen.

Nun kam's zum dritten Kampfritte; die Ritter erschauten sich wechselseitig genau durch die Lichtspangen ihrer Visiere, gaben ihren Rossen die Zügel und stachelten sie zum gestreckten Rennlaufe durch die Bahn hin; Sire Equitan traf den Schild des Sire Evan mit solcher Gewalt, daß er mit der Spitze seiner Lanze durch Schild und Panzerhemd stieß, und selbst noch die Haut aufriß. Gefahrdrohender war der von Sire Evan de Foix geführte Stoß, aber nicht so wirksam, weil den wieder fest gemachten Helm des Sire Equitan nur eine einzige Spange hielt, welche der Stoß zertrümmerte, daher der Helm rücklings über das

Roß stürzte, und dem Ritter nichts mehr als die Stahlhaube blieb.

Zornerglühend über das Fehlschlagen seines zweiten Stoßes, rief Sire Evan de Foix seinem Gegner zu: „Du kämpfest nicht wie sich's gebührt, Sire Equitan. Aus dieser französischen List erkenne ich deine französische Abkunft; diese haltlose Befestigung des Helmes pflegt ein Kunstgriff deiner Landsleute zu seyn, um der Wirkung des gewichtigsten Stoßes im Turniere zu entgehen. Ich begehre von den Kampfrichtern die Erklärung deines regelwidrigen Kämpfens, und die Aufforderung, deinen Helm nach Art des meinigen festzuschnallen.“

Die Kämpfer ritten zu dem Söller hin, auf welchem der Graf de Foix, Sire Espaign du Lyon und die andern Bahnrichter von ihren Sitzen aufstanden. Sir Espaign äußerte: „Auch ich erachte es wider alles Recht und glaube, daß Sire Equitan, wegen Gleichförmigkeit in der Rüstung mit seinem Gegner, zur landesüblichen Aufschnallung seines Helmes verpflichtet sey.“

„Ruhig!“ rief der Graf, mit der in Turniersachen ihm eigenthümlichen Unpartheilichkeit, „laßt sie gewähren; es steht jedem Ritter frei, sich in

Handhabung der Waffen solcher Vortheile zu bedienen, die mit der Ehre vereinbar sind. Es steht sohin ganz im Belieben des Sire Equitan, seinen Helm locker aufzuschnallen, wenn er es für gut erachtet; ich an seiner Stelle würde aus Sorge für meine eigene Person vielmehr das möglichstfeste Anschnallen vorziehen, damit der Helm mir nicht gänzlich abgerannt werden könnte, und bin überzeugt, daß unsere mit diesen Verhältnissen vertrauten Kampfrichter gewiß diese meine Ansicht theilen werden.“

Diese Worte genügten, dem Sire Evan den Mund zu schließen, und die Damen bezeugten ohne Ausnahmen ihre einstimmigen Beifall für das ehrenwerthe Turnieren der beiden Ritter. Diese baten nun den Grafen um die Bewilligung eines dritten Kampfrittes mit der Lanze, da ihren zweiten der Eigensinn ihrer Rosse vereitelt hätte. Der Graf entsprach ihrer Bitte, und nach wiederholter Aufschnallung von Sire Equitan's Helme, aber gleichmäßig nur mit dem Halte einer einzigen Spange, machten sich's die Kämpfer in den Armstühlen, die vor ihren Zelten standen, eine Weile bequem, ergriffen dann die neuen Lanzen, bestiegen

noch einmal ihre Rosse und machten sich zum letzten Kampfritte fertig.

Die bisherigen Kampfritte hatten beide Gegner schon merkbar entflammt, und darum schien es, als wollten sie jetzt für jeden Preis eine Entscheidung herbeiführen. Sie prüften sorgfältig die empfangenen Lanzen, sorgten für das feste Anschnallen der Schilde an ihre Arme, und überlegten eine Zeit lang sinnend, auf welche Weise sie ihre Absicht erreichen könnten.

Mit ruchlosem Ungestüm schnoben die kampflustigen Rosse mit weitgeöffneten Nüstern, den Boden stampfend, den weißen Schaum vom Gebiße schüttelnd, bis Trompetenschall den Rittern das Zeichen gab, welche gleich dem Sturmwinde in die Schranken tobten, und so gewaltig auf einander trafen, daß wegen Heftigkeit des Anprallens die Rosse rückwärts rutschten, und die Ritter kopfüber sich neigten; beide waren aber so gewandte, sattelfeste Kämpfer, daß sie, ohne die Bügel zu verlieren, gleich wieder ihre vorige Haltung gewannen.

Die zahllosen Gaffer jubelten laut, indem Jedermann einen Stoß mit tödtlicher Wirkung erwartet hatte, als jede Lanze so gewaltig in den Schild

des Gegners drang, daß die dicht am Schaft zertrümmerten Lanzen den Stahl in demselben zurückließen. Dieß verschaffte aber keinem der Kämpfer ein Uebergewicht; unversehrt ritten beide wieder in entgegengesetzter Richtung an die Schranken zurück, umdonnert von Jubel des Volkes, begrüßt von den Herolden und den schmetternden Trompeten.

Sie schwangen sich aus den Sätteln, um in ihren Zelten eine kurze Ruhe zu genießen, und bestiegen bald darauf wieder ihre Rosse, um dreimal mit den Streitärten ihre Kraft zu messen, nach der Bedingung der Herausforderung des Sire Evan de Foix. Jeder war mit seiner Streitart in Bereitschaft; die Rosse flogen dahin und die Gegner führten ihre Streiche. Sire Equitan trennte durch einen einzigen Schlag seiner scharfen gewaltigen Streitart das Visier vom Helme des Sire Evan, daß diesem das Blut aus Mund und Nase schoß; zugleich aber entglitt der Zügel dem Sire Equitan durch einen schweren Schlag, womit der Gegner seinen Arm traf, und ihn schier aus dem Sattel geworfen hätte. Von vielen Seiten vernahm man lauten Tadel dieses schmachvoll geführten Hiebes, da die Turniergesetze jeden Hieb auf die vier Haupt-

glieder, Arm und Beine, ausdrücklich verpönten, und nur jene Hiebe für rechtmäßig und erlaubt erklärten, die nach dem Kopfe oder Leibe geführt wurden. Obgleich die Wucht des Streiches den Sire Equitan zum Wanken brachte, so verlor er doch die Zügel nicht.

An die nothgedrungen dem Fräulein Isabelle von Greilly gegebene Zusage, dem Sire Equitan beizustehen, wenn dieser seiner Hülfe bedürfe, sich erinnernd, sprengte Eustace, ganz kampfgerüstet zu Roß als Zuschauer innerhalb der Schranken, mit dem Rufe: „Eustace zum Beistande! Zum Beistande!“ vorwärts in die Turnierbahn, rasch an Sire Equitan's Seite, um ihn im Kampfe mit Sire Evan abzulösen, und jenem die nöthige Zeit zur Erholung von diesem schweren Hiebe zu gönnen; dieser Einmischung kam jedoch Sire Evan durch die laute Erklärung zuvor, daß nur das unbezwingliche Sträuben seines Rosses den mit der Axt nach dem Kopfe des Sire Equitan gezielten Streich, auf den Arm abgelenket habe.

Unverzüglich ritt der Kreiswärtel vor, und berührte mit seiner Lanze, worauf eine Kappe war, den Helm des Sire Evan, ein Eustacen bekanntes

Zeichen, welches ihn verpflichtete, auf seinen vorigen Standpunkt zurückzukehren.

Agos von Guisfort ritt dicht an den Kreiswärtel hin und sagte: „Wahrhaftig, steckte jene Kappe auf deinem Kopfe, anstatt auf deiner Lanze, so würde ich dich auf eine Weise zu Leib nehmen, daß dir für dein ganzes künftiges Leben ein Gedenkzettel bliebe. Wie kannst du dir beifallen lassen, einen ehrenwerthen Kampf zum Schutze eines muthlosen Bastardes zu vereiteln, der nicht einmal gesetzlich erlaubte Streiche innerhalb der vier Hauptglieder zu führen versteht, sondern sich zu Hieben erniedrigen muß, deren sich ein Page bei dem Plumpsackspiele schämen würde? Sein Roß hätte sich gesträubt, wendet er vor? Ei, das war kein anderes Sträuben, als welches eine kräftige, tückische Aufstachelung mit dem Sporne verursachte. Vergeßt es nicht, Herr Kreiswärtel, daß Ihr zur Unzeit dazwischengekommen seyd, und überdieß, um einem Ritter gefällig zu seyn, der einer solchen Rücksicht gar nicht würdig ist; sollte Euch während des Kampfes meines Herrn noch ein solches Gelüstchen anwandeln, dann gedenke ich Euch mit einem tüchtigen Prügel einzubläuen, daß Gerechtig-

keit die Führerin desjenigen seyn müsse, der sich zum Vermittler des Friedens aufwerfen will.“

„Dummer Schwätzer!“ erwiederte der dem Frieden holde Kreiswärtel auf die Ausfälle des erzürnt übersprudelnden Knappen, „ist's dir denn unbekannt, daß ich meinen Beruf im Namen der Damen vollziehe, und sohin jedem unglücklichen Ritter, der eine Turnierregel unwillkührlich und durch Einwirkung eines Zufalles verletzt, der ausser dem Bereiche seiner Schuld liegt, beizustehen besorgt bin? Aus diesem Grunde ist es mir erlaubt, den Ritter, dessen Helm ich mit meiner bekappten Lanze berühre, dadurch vor jedem fernern Angriffe zu bewahren, indem er sofort unter den Schutz der mitleidigen Damen gestellt wird.“

„Du könntest nichts Klügeres thun,“ versetzte Agos, „als dich unter eine Kappe und einen Weiberrock zu stecken; du bist ein ganzer Mann für dein Amt, denn deine weibische Seele ist aus Angst und Unheilstiften zusammengekleistert. Sag', was du willst, es bleibt doch unwidersprechlich, daß du dich auf eine parteiische und nicht zu rechtfertigende Weise eingemischt hast.“

Unter dem Schutze der Einmischung des Kreis-

wärtels ging Sire Evan de Foix in sein Zelt, wo er neu behelmt wurde, und als Sire Equitan von dem Streiche auf seinen Arm sich wieder erholt hatte, schwangen sich beide zum wiederholten Kampfe auf ihre Rosse. Auch dießmal verlor Sire Equitan seinen Helm, und beide trabten wieder zu ihren Ausfallsstellungen zurück.

Nun begann der dritte und letzte Kampf mit der Streitaxt; siegeslustig sprengten die Ritter einander entgegen, die Streitäxte hoch über ihren Häuptern schwingend, zum zerschmetternden Schlage auf des Gegners Helm; was schon vorausgegangen war, hatte ihre Kampfwuth zu hellen Flammen angefacht. Renngierig flogen die dampfenden Rosse mit ihren Reitern die Bahn entlang. An beiden Rittern gewahrte man schon die Zeichen frühern Kampfes; der Rosse Schnelllauf wirbelte den Staub in Wolken auf, welche den Glanz der Harnische verdunkelten, und machte die weiße Schärpe locker, welche sich um Sire Equitan's Helm wand, daß sie, gleich einem Banner, ein Spiel der Lüfte wurde. Als Sire Evan sie erblickte, stieg der Haß gegen seinen Gegner in seinem Herzen zu verzehrender Wuth. „Ha!“ schrie

er, „mein muß sie werden, jene Schärpe, mein Eid bindet mich an sie, ich werde mit ihr prangen.“

„Nicht so hastig,“ erwiederte Sire Equitan, „zur Stunde ist sie weder von deinem Blute geröthet, noch von dem meinigen.“

Bei diesen Worten streckte sich Sire Evan in den Bügeln, und führte einen wüthenden Schlag gegen Sire Equitan, dessen Streitaxt aber jähling durch die Luft blitzte, und mit solcher Wucht auf den Helm des Sire Evan schmetterte, daß die Funken stoben. Ob des furchtbaren Streiches wichen ihm die Sinne; er glitt aus den Bügeln, wankte zurück und stürzte ohne Bewußtseyn in den Sand, indessen sein Gegner unversehrt an die Schranken ritt; das treue Roß, als ob es über den Unfall seines hingestreckten Herrn traure, hielt gesenkten Kopfes neben ihm.

Dem Sire Evan eilten dessen Knappe und Ritter Eustace der Kührsohn zu Hülfe, auch noch Andere kamen, und vereint schafften sie den Besinnungslosen in sein Zelt. Als er wieder sich erholte, fielen seine Augen auf Eustacen, der auf die theilnehmendste Weise Alles gethan hatte, um für ihn zu sorgen. Sire Evan de Foix, noch zürnend we-

gen seiner Unfälle im Turniere, und darüber entrüstet, daß Eustace zum Beistande des Sire Equitan angeritten war, befand sich wahrlich in keiner Stimmung, Beweise von Wohlwollen zu erwiedern. Unerträglich dünkte ihn das Bewußtseyn, daß Eustace sein Unterliegen mit angesehen, und noch mehr entrüstete ihn die Hülfe desselben nach dem Mißgeschicke. Er fuhr ihn also mit der Frage an: „Was hast du hier zu thun?“

„Mich führten Mitleid und Nächstenliebe hierher, um Euch zu helfen,“ antwortete Eustace.

„Mitleid?“ äffte ihm Sire Evan de Foix nach, dem, nach der Natur mürrischer Menschen, ein Anlaß, sich ungeberdig zu benehmen, gerade erwünscht kam, — „Mitleid, sagst du? Wie verstehst du dieß? Sind Schmachworte die Hülfe, die du mir bringst, frecher Knabe? Aber noch vor der Sonne Scheiden sollst du erfahren, wer Mitleid brauche — verwegener Junge!“

Bald darauf stellten sich die beiden Ritter wieder kampffertig in die Schranken. Sie verließen ihre Zelte zu den drei Angriffen mit dem Dolche oder kurzem Schwerte, und erhielten zuvor Wein, jeder einen Becher voll. Ehe Sire Equitan ihn

an den Mund brachte, begrüßte er mit Anstand seinen Gegner; doch Sire Evan de Foix neigte sich düster über seinen Becher und erwiederte mit einem Blicke, aus welchem der grimmigste Haß seiner Seele schaute: „Möchte doch, so Gott will, einer von uns Beiden seinen nächsten Becher mit dem Blute seines Gegners gefüllt, leeren!“

„So wahr ich ein standhafter Katholik bin,“ versetzte Agos von Guisfort, „selbst der Fürst der Hölle könnte keinen würdigeren Wunsch äußern; nur dem Satan steht es zu, noch nach dem Tode zu jubiliren. In ehrlichem und gerechtem Kampfe schlägt ein tapferer Mann seinem Feinde blutende Wunden, doch nur der Wilde wirft sich auf die Leiche, um ihr das Blut auszusaugen!“

„Still, verwegener Bursche!“ entgegnete Sire Evan de Foix dem Knappen Agos, und führte nach ihm einen leichten Streich mit dem Griffe seines Dolches. Kühn sprang Agos auf den Ritter zu, den Dolch ihm entreißend. „Ich bin nur ein Schildknappe,“ rief er, „dennoch soll dich weder deine Ritterwürde, noch deine Abkunft als Sohn eines Grafen, da du dich erfrecht hast mich zu schlagen, vor meiner rächenden Vergeltung dieser Schmach

schützen, so wahr Gott im Himmel lebt! Nenn' Zeit und Stunde, ich werde mich stellen; beinahe ungewappnet, wie du mich vor dir siehst, werd' ich mich stellen!«

„Es wäre Schade um die Zeit, wollte ich sie mit dir verplaudern, erbärmlicher Knecht!« erwiederte Sire Evan.

„Diese Sprache bin ich nicht gewohnt!« versetzte Agos von Guisfort, „ich bin kein Knecht, sondern ein unbescholtener Schildknappe von Frankreichs königlichem Hoflager, und in kurzer Zeit der Ritterwürde gewärtig; ich weiche dir nicht an Adel des Blutes, und sicher fließt es reiner als Bastardenblut.«

„Niederträchtiger Halunke,« schmähte Sire Evan, zornentbrannt über den Vorwurf seiner Abkunft. „Wer bist du? du behauptest, Frankreichs königlichem Hoflager anzugehören? Von welchem Stande ist denn dieser Sire Equitan? Ist er ein französischer Prinz? Oder ist er vielleicht nicht dein Herr?«

„Mein Herr ist derjenige, dessen Diener ich bin,« antwortete Agos, „von welcher Herkunft er auch immer seyn möge, was dich nichts angeht.«

„Laßt's gut seyn, Herr Ritter," bemerkte Equitan, „wir bedürfen der Zeit zur Vollendung unsers Kampfes; hinsichtlich meines Schildknappen muß ich Euch sagen, daß sich Euer Benehmen gegen ihn nicht rechtfertigen läßt, und daß er, wenn auch aufbrausend, dennoch ein ehrbarer Junge ist; brecht demnach Eure Zankrede mit ihm ab, und macht Euch zu unserm Kampfritte fertig!"

„Das soll geschehen," erwiederte Sir Evan, „allein nicht blos zum spielenden Kampfe, sondern zu deinem Verderben! Auf! Die Trompeten sollen klingen!"

Sofort begaben sich Beide in die Schranken, schwangen sich auf ihre Rosse und faßten die spitzigen Dolche. Sie griffen wieder an. Sire Equitan führte mit dem Stahle nach der Brust des Sire Evan de Foix einen so gewaltigen Stoß, daß, trotz zweifacher Verwahrung durch Rüstung und Panzerhemd, die Spitze ihm die Haut verletzte und ohne Zweifel das Herz durchbohrt hätte, wäre nicht dem Sire Equitan im Augenblicke des geführten Stoßes durch das Aufsteigen seines Rosses der Dolch entglitten, und seitwärts durch das Panzerhemd Sire Evan's in den Sand gefallen.

Sire Equitan ward besser getroffen; Sire Evan hatte nämlich den Dolch fest mit gepanzerter Faust gefaßt, und in der Begegnung den Streich so heftig gegen das Antlitz seines Gegners geführt, daß die Spitze des Dolches tief eindringend durch den Obertheil des Visirs zischte und des Blutes rother Springquell hervorbrach, der die weiße Schärpe an Sire Equitan's Helm bespritzte.

Indem erscholl ein gellender Schrei aus jener Richtung des Geländerganges, wo sich der für den Hof bestimmte Söller befand, und geschäftig erhoben sich dort alle Damen; außer der nächsten Umgebung jener Person auf dem Söller, die dieses Zeichen von Theilnahme gegeben, konnte Niemand sagen, welches Damenherz diesen Aufschrei der Angst ausgestossen hatte.

Als die Ritter wieder in ihren Zelten waren, nahm man dem Sire Equitan Helm und Stahlhaube ab, um das Blut seiner Wunde zu stillen. Seine Ungeduld vergönnte ihm nur einen Augenblick zur Erholung; schnell war er wieder kampffertig, und die in sein Blut getauchte Schärpe hing auf's Neue an seinem Helme, den er, ungeachtet der Löcher in demselben, wieder auf sein Haupt

setzte; den Dolch schwingend eilte er zu des Zeltes Ausgange, blieb aber an der Schwelle stehen und sagte: „Mich dürstet, reicht mir einen Trunk!“

Blässe überzog Sire Equitan's Antlitz, als er das Visir öffnete, um von dem Weine zu trinken, den ihm Agos von Guisfort in einem Becher kredenzte, und in Folge der Hitze und Mühen quollen ihm die Schweißtropfen herab.

„Nicht in diesem Zustande kämpfet,“ rief Agos, „ich beschwöre Euch, kämpfet nicht in diesem Zustande! Ihr seyd entkräftet und unwohl. Laßt mich den Grafen um die Bewilligung bitten, anstatt Eurer mit jenem Bastarde kämpfen zu dürfen.“

„Dein Leib ist ohne Wehre, Agos,“ erwiederte Sire Equitan; „ein einziger Stoß könnte dir den Tod bringen.“

„Geschäh' es auch,“ versetzte Agos, „so böte ich zur Rettung Eurer Ehre mein Herz freudig dem Stahle dar; so wie es jetzt mit Euch steht, seyd Ihr von der Gefahr bedroht, zu unterliegen; seyd unbesorgt um mich, meine Sturmhaube und mein ledernes Wams haben mir bisher immer die besten Dienste geleistet, und zum Schilde nehme

ich mein Herz, das für Euch mit kühnem Muthe schlägt."

„Nein, Agos," entgegnete Sire Equitan, „der Trunk hat mich wieder gestärkt; die Wunde hindert mich nicht, und den Kampf mit meinem Gegner fürcht' ich nicht. Vorwärts in die Schranken, die Trompete rief."

Agos konnte sich kaum entschließen, seinen Gebieter in die Schranken zu lassen; er nahm seine Stellung unfern dem Kreiswärtel, um den Kämpfern möglichst nahe zu bleiben.

Wieder fielen die Ritter gegeneinander aus. Den Kampfrittern entging die mindere Kraft nicht, womit Sire Equitan diesen Stoß führte, im Vergleiche mit dem vorigen; sein Stoß streifte nur des Gegners Schild; Sire Evan aber machte, weil sein Gaul sich sträubte, einen Fehlstoß.

Nun begann der dritte und letzte Ritt, in der Regel der entscheidende bei Zweikämpfen. Vor demselben benützte Sire Equitan einen freien Augenblick, um einen Trunk Wassers zu verlangen. Standhaft weigerte sich Sire Equitan der dringenden Bitte seines Knappen Agos zu entsprechen, den Kampf nicht zu bestehen. Sichtbar die letzte

Kraft der Muskeln seines Leibes zusammenraffend, ließ er seinem Rosse die Zügel, und drückte ihm so heftig die Sporen in die Weiche, daß es mit ihm laut wiehernd, mit flatternder Mähne, in sausendem Galoppschlag dahin flog.

Auf der Mitte der Rennbahn begegneten sich die beiden Ritter in schräger Richtung dicht neben einander hinstreifend. Mit dem Schilde über seinem Haupte fing Sire Equitan die Stöße auf, welche Sire Evan ohne Erfolg gegen ihn führte, der, ohnehin schon todfeindliche Haß in seinem Innern, durch die Besonnenheit, womit Sire Equitan die Dolchstöße zu lenken wußte, nun vollends bis zur Raserei aufgestachelt, sich jähling auf diesen stürzte, und den Stahl in den Leib seines stattlichen Rosses bohrte. Empört über diese elende Grausamkeit, welche die Kampfgesetze als schändlich verpönen, umschlang Sire Equitan, unfähig seinen eigenen Sturz abzuwenden, den Leib seines Gegners, und warf ihn in den Sand. Zu Boden stürzend wurde Sire Evan enthelmt und besinnungslos; Sire Equitan aber verlor den Halt, durch diesen letzten Kraftaufwand erschöpft, und glitt ohne Bewußtseyn auf die Bahn hin.

Eine allgemeine Verwirrung trat nun ein. „Das Schreien des Volkes, der Damen gellender Angstschrei, das Rufen der Herolde, Trompetenschall als Schlußzeichen dieses Kampfrittes verursachten zusammen ein Getümmel, das keine Feder zu schildern vermag. Beide Ritter, regungslos, wurden in ihre Zelte gebracht, und gleich darauf riß sich das schöne Thier, vom Schmerze der tödlichen Wunde gestachelt, vom Boden empor, stieg mähneumflattert senkrecht auf, die Augen glotzten aus ihren Marken hervor; mit Windeseile drehte es sich dreimal um, dann brach es mit Todesstöhnen zusammen, und hörte auf zu leben.

Die Kampfrichter waren über diesen Fall verschiedener Meinung. Einige behaupteten, Sire Evan de Foix habe dadurch, daß er das Roß seines Gegners getödtet, an Sire Equitan Pferd und Waffen verloren; dagegen Andere einwendeten, eine vorsätzliche Absicht Sire Evan's, das Thier zu tödten, liege keineswegs bewiesen vor, und sey der Stoß dem Sire Equitan zugedacht gewesen, aber zufällig auf das Roß abgeglitten, so könne dem Ritter nicht aufgebürdet werden, für die Folgen eines widrigen Zufalles einzustehen, die bekannt-

lich bei Turnieren nicht absonderlich selten sich ereignen.

Weil die Herolde und Marschalke sich während des Vorfalles am nächsten bei den Kämpfern befunden hatten, so mußten sie vor den Kampfrichtern erschienen, um die nöthigen Aufschlüsse zu geben, sie konnten sich jedoch in ihren Ansichten durchaus nicht vereinen, daher die Entscheidung dem Abende gelegentlich der Kampfpreisevertheilung durch die Damen vorbehalten wurde.

Die Bahn wurde ausgeräumt, und nach Beschwichtung des Getümmels das Turnier wieder begonnen. Zuerst trabte ein Ritter in die Schranken, dessen Name Niemand wußte, die Herolde ausgenommen, welchen er ihn zu entdecken hatte: ob er aber den wahren oder falschen angab, ist zweifelhaft, wenigstens geschahen Täuschungen häufig; sein Schildknappe mußte das Wappen zu Ernst Sire Eustacen's des Kührsohns berühren. Im Namen des Sire Reginald Sans Terre wurde die Ausforderung mit lauter Stimme bekannt.

Diese Ausforderung nahm der junge Ritter an, durch seinen Wappenrock von blendend weißer Farbe unter allen Uebrigen leicht herauszufinden,

verließ das Zelt und schwang sich in den Sattel, von dem freudigen Zurufe des Volkes empfangen, welches bei seinem ersten Kampfritte in den Turnierschranken ihn auf dieselbe Weise ehrte, wie in unserer Zeit ein junger Bühnenkünstler bei seinem ersten Auftritte begrüßt zu werden pflegt. Auf's Neue riefen die Herolde: „Waffenfrei! Waffenfrei! Ruhm den Söhnen der Muthigen!“

Eustace erschien auf einem prächtig geschirrten, auserlesenen, schlanken, flüchtigen und feurigen Rosse. Er faßte Speer und Schild. Hoch und stolz saß er zu Roß; seine Rüstung funkelte in den Strahlen der Sonne und lustig wehte sein Helmbusch. Mit freudigem Erstaunen blickten Alle auf den ritterlichen Jüngling, und alle Herzen schlugen für den jungen Kämpfer, der zu so großen Hoffnungen berechtigte. Von wiederholtem Beifallsdonner begrüßt, indessen die Trompeten schmetterten, die Herolde riefen, Schärpen und Bänder flatterten, und das laute Geschrei erscholl: „Die heilige Mutter mit Eustace! Gott schütze den Kührsohn!“ legte der Jüngling seine Lanze ein, spornte sein Roß, sprengte vorwärts und stieß auf seinen Gegner in der Mitte der Kampfbahn. Die

Ritter rannten so gewaltig gegeneinander, daß ihre Rosse auf die Hüften sanken; sie schwangen sich aber sogleich wieder auf, und die Kämpfer lüfteten nicht einmal den Fuß in den Bügeln. Beide Lanzen zersplitterten an den Schilden durch die Kraft des Anprallens, und die Ritter begaben sich wieder in ihre früheren Stellungen, von dem Beifallsgeschrei der Zuschauer begleitet.

Zum zweiten Kampfritte wurden ihnen frische Lanzen gereicht. Die Lanzenspitze des Sire Reginald blieb in Eustacen's Schilde stecken, und der junge Ritter, geehrt von dem Beifallsklatschen des Volkes, ritt damit an das Ende der Schranken; Sire Reginald aber, welcher durch den Stoß des Gegners seinen Helm verloren hatte, verfügte sich unbedeckten Hauptes in sein Zelt.

Dort erholte er sich ein wenig, schnallte den Helm wieder an, und als die Trompeten wieder erschollen, gaben die Kämpfer ihren feurigen Rossen die Sporen und flogen mit gesenkten Lanzen gegeneinander. Von allen Seiten wurde laute Mißbilligung über Sire Reginald's Benehmen ausgesprochen und von den Kampfrichtern getheilt, indem er Eustace aus der geraden Linie drückte, und zwi=

schen dessen Schienen, am Schenkel ihn verwundend, die Lanze stieß. Rasch sein Roß herumwerfend, machte Eustace den Angriff auf der Turnierlinie, und schleuderte den Gegner durch einen gewaltigen Stoß aus dem Sattel in den Sand. Schon wähnten alle Zuschauer, Sire Reginald habe das Leben eingebüßt; allein der Sturz hatte ihn nur betäubt, als man ihn aufhob, kam er nach und nach wieder zu sich. Der Spruch aller Kampfrichter gegen Sire Reginald, lautete auf Verwirkung seiner Waffen und seines Rosses an seinen Gegner, wegen Wegdrängens desselben von der geraden Linie; Eustace lehnte jedoch die Annahme des ihm Zugesprochenen mit dem Bemerken ab, daß jener seine Strafe ohnehin schon vorweg empfangen habe.

Hierauf ließ Sire Robert von Roussillon den Schild zu Ernste des Sire Eustace berühren; dieser, ungehindert durch die leichte Wunde an seinem Schenkel, nahm die Ausforderung alsogleich an. Nach dem Trompetenschalle trafen die Kämpfer wechselseitig so heftig die Helme, daß die Funken stoben; unter dem jubelnden Zurufe des Volkes sprengten sie wieder in ihre Stellungen zurück. Ihr zweites Begegnen erhielt gleichfalls die Anerkennung

verwegenen, Gefahr verachtenden Muthes; die Lanzen der beiden Ritter wurden zertrümmert, was stets als ein entschiedenes Zeichen eines tapfern Kampfrittes erkannt wurde.

Zum dritten Gange, wobei die Kämpfer immer ihre größte Kunst zur Schau stellten, sprengten die Ritter nach kurzer Erholung; doch die unbändige Rennlust ihrer Rosse jagte sie noch vor dem Trompetenschalle vorwärts. Für Eustace war es zu spät, die Lanze fest einzulegen, welche ihm demnach im Augenblicke der feindlichen Begegnung entglitt, vom Speere des Sire Robert erhielt er von rückwärts einen erschütternden Stoß gegen die linke Schulter. Bei diesem Anblicke schmähten die Herolde diesen Stoß mit lauter Stimme einen schändlichen; Jedermann erklärte den Sire Robert für einen Ritter, der im Turniere ungebührlich kämpfe, weil er dessen Gesetzen zum Hohne, seinen Gegner von hinten gefaßt habe.

Ein völlig gerüsteter Ritter zu Roß, welcher bisher dem Kampfspiele nur zugesehen, sprengte mit dem Ausrufe heran: „Zum Beistande! L'Inconnu zum Beistande!“ und warf mit dem ersten Lanzenstoße Sire Robert in den Sand, daß er

nach der ganzen Länge seines Leibes hingestreckt da lag.

Unbeschädiget raffte sich der Entsattelte schnell wieder, schwang sich unverzüglich auf sein Roß, faßte die Lanze, ritt dem fremden Ritter gegenüber und sagte zu ihm: „Zu welchem Zwecke erscheinst du in den Schranken? Nur ein falscher Sprung meines Rosses war Schuld, daß ich dem Sire Eustace einen Fehlstoß beibrachte; ich dachte gar nicht daran, ihm unlieb zu begegnen, du aber sollst dafür bezahlt werden.“ Hiemit griff er den Fremden an, welcher den Ansprengenden mit der kältesten Ruhe zu erwarten schien. So wie ihm aber Sire Robert auf die Länge einer Lanze nahe kam, wiegte der Fremde jähling den Speer in seiner Hand und zielte so scharf, daß Herr Robert zum zweiten Male aus dem Sattel flog, und wieder nach der ganzen Länge seines Leibes hingestreckt im Sande lag.

Ein stürmischer Beifall erhob sich jetzt, und Agos von Guisfort, unfern der Kampfbahn bei den Herolden stehend, rief: „Deinen Namen und Stand, unbekannter Herr Ritter, kann hier Niemand sagen, doch zweifle ich keinen Augenblick, daß du

entweder Sire Boncicaut bist, Frankreichs erster Kämpfer, oder der Teufel in eigner Person, denn einen Dritten hätte jenes Königreich nicht aufzuweisen, der im Turniere mit dir sich zu messen wagen könnte.“ Alle Herolde riefen nun mit einander: „Waffenfrei! Waffenfrei! Ruhm den Söhnen der Muthigen! Ruhm dem Beiständer!“ — „Wer ist er? — Wer ist dieser Ritter?“ — Wird er noch einen Kampfritt machen?“ — Wer wird sich erkühnen, es mit ihm aufzunehmen?“ — „Sein Name!“ — ertönten als laute Ausbrüche der erstaunten Zuschauer.“

Während dieser Ausrufungen ritt der unbekannte Ritter an das Ende der Schranken, und alle Blicke waren nach dem Zeichen seines Schildes gerichtet, ein aufsteigender Falke im himmelblauen Felde. Die Marschälle und Herolde wurden mit Fragen über ihn bestürmt. Sie vermochten keinen andern Aufschluß zu geben, als daß dieser höchst rühmenswerthe Ritter bei dem Eintrage in das Verzeichniß den Namen Jean l'Inconnu angegeben, aber nichts davon gesagt habe, daß er an dem Turniere Theil nehmen wolle; während ihrer Anwesenheit sei auch sein Visir stets geschlossen geblieben.

In der That hatte der Fremde erklärt, daß er ein spanischer Ritter sey, und nur während der Dauer des Turniers zu Orthez verweilen könne; Jedermann glaubte gleichwohl völlig überzeugt seyn zu dürfen, daß dieser Jean L'Inconnu und der berühmte Turnierkämpfer Frankreichs, Sire Boncicaut, von dem bekannt war, daß er gewöhnlich unter fremden Namen und Trachten an auswärtige Höfe zog, um sie mit den Wundern seiner Waffenthaten zu Schimpf und Ernst zu erfüllen, ein und dieselbe Person sei. *)

Auch Graf de Foix theilte diese Ansicht, und ließ sofort durch einen Knappen den unbekannten

---

*) Ueber diesen Sire Boncicaut, dazumal der erste Turnierkämpfer, erschöpft sich Froissart in Lobeserhebungen. Im Geiste jenes Zeitalters, dessen Held er war, beschäftigten sich mit ihm Geschichtschreiber und Liederdichter. Oft soll er verkleidet in Turnieren mitgekämpft haben, was übrigens in den Zeiten des Ritterwesens unter den jungen Kämpfern eben nichts Seltenes gewesen ist. Walter Scott hat in seinem „Ivanhoe" diese Sitte in der vortrefflichen Schilderung des Kampfes Richards des Ersten, der in der Rüstung des schwarzen Ritters erschien, geistvoll aufgefaßt.

Anm. des Verf.

Ritter höflich einladen, nach dem Schlusse des Turniers sich bei dem Festmahle einzufinden. Der Ritter lehnte diese Einladung ab; der Graf entsendete abermals einen Knappen an ihn, mit dem Ansuchen, daß der tapfere Unbekannte ihm vor seiner Entfernung vom Turnierplatze eine Unterredung vergönnen möge. Sire Jean L'Inconnu gab die Zusage der Erfüllung dieses Wunsches, und hielt wieder als Zuschauer des Spieles an der Seite des Kreiswärtels.

Agos von Guisfort hatte sich aus Neugier so dicht als nur immer schicklich, an den Fremden gemacht, um vielleicht doch ein wenig den Schleier des Geheimnisses lüften zu können. Bald schaute er auf den Ritter, bald auf den Kreiswärtel, gegen den er noch immer wegen seiner Dazwischenkunft einen Groll im Herzen trug, und sich also vernehmen ließ: „Wohlan, Sire mit der Kappenlanze, nach dem Verhalten dieses kühnen Ritters zu urtheilen, möchtest du wohl bald sammt allen deinen Verrichtungen entbehrlich werden; er scheint mir ein wahrhaft ritterlicher Friedensstifter, der Part und Widerpart zur Ausgleichung auf den Sand setzt, das einfachste Verfahren zur Beilegung von

Zwisten, und die natürliche Entscheidung eines argen Streites, wie er nur immer an einem Hofe zu finden seyn mag. Gott schenke dir ein langes Leben, wackerer Ritter, und stähle auch fortan deinen muthigen Arm, damit er stets willfährig jedem tückischen Kämpfer im Turniere den ihm gebührenden Platz im Sande anweisen möge!«

Wieder hergestellt von den Folgen des Sturzes mit Sire Equitan, schritt nun Sire Evan de Foix aus seinem Zelte hervor, und sendete dem Sire Eustace eine Herausforderung zu Ernst; dieser nahm sie an, erschien jedoch zuvor unter dem Söller des Grafen de Foix, und bat ihn um die Erlaubniß, mit Sire Evan de Foix eine Lanze zu versuchen.

„Gerne ertheile ich dir die Bewilligung dazu,“ erwiederte der Graf, „es ist ja ganz in der Ordnung, daß Sire Evan seine Gelübde erfülle, wenn er dich zum Kampfe gefordert hat, und daß du bereit seyest, seine Herausforderung mit jener hohen Tapferkeit anzunehmen, wodurch du heute dich so würdig ausgezeichnet hast.“

„Nach einer Verbeugung gegen den Grafen begab sich Eustace wieder zu seiner Ausfallstellung; unter Trompetenklang begann noch ein Kampfritt,

dessen erster Anprall den beiden Rittern auf eine tadellos ehrenhafte Art gelang, was auch der allgemeine Beifall bezeugte. Bei dem zweiten Gange rannten sie mit solchem Ungestüm gegen einander, daß Eustace den Helm verlor, und Sire Evan mit halbem Panzerhemde, da ihm die Lanze des Gegners die andere Hälfte mitgenommen hatte, in sein Zelt zurückkam. Beiden brachen ihre Lanzen bei dem dritten Rennen, was Jedermann laut als das Zeichen eines tapfern Kampfes erkannte.

Nach einer Pause der Erholung wurde ihnen, ihrem Wunsche gemäß, die Bewilligung zu einem dritten Reihen nebst frischen Lanzen gegeben, die sie zum Stoße einlegten. Eustacen's junges, noch nicht ganz geschultes Roß, stieg jedoch im Vorsprengen jähling so senkrecht in die Höhe, daß der Ritter in dieser schwierigen Stellung alle Kraft des Knieschlusses aufbieten mußte, um sattelfest zu bleiben. Indem er sofort sein Roß, dessen Ueberschlagen ihn allaugenblicklich bedrohte, zu bändigen suchte, legte Eustace seine Lanze ein, als der Renner unvermuthet wieder einen Satz auf die Vorderfüße machte. Sire Evan, dessen Leidenschaften meistens die Stimme seiner Vernunft übertäubten, ersah sich diesen Augen-

blick, in welchem der Jüngling zur Vertheidigung unfähig war, und machte eben einen Angriff auf Eustacen, überzeugt, ihn durch den Stoß in den Sand zu werfen, als der unbekannte Ritter, bisher ein aufmerksamer Beobachter der Kampfweise, schnell wie ein Falke sich auf seine Beute stürzt, mit dem hellen Rufe: „Zum Beistande! l'Inconnu zum Beistande!“ gegen Sire Evan, der im vollen Rennen war, einsprengte, und durch einen gutgezielten Stoß der Lanze ihn über den Rücken seines Rosses schleuderte.

Der Beifallsjubel der Zuschauer war nun noch stürmischer, und sie fanden nicht genug Worte, über die ritterliche Gewandtheit des unbezwingbaren Unbekannten ihr Erstaunen kund zu geben; Niemand zweifelte mehr, daß der Fremde Sire Boncicaut sein müsse, welchen Namen ihm auch das ganze Volk mit dem Zurufe gab: „Ruhm den Söhnen der Muthigen! Ruhm dem Beiständer! Ruhm dem Sire Boncicaut!“

Der vom fremden Ritter dem Sire Evan de Foix so eben versetzte gewaltige Stoß hatte diesen zu einem fernern Kampfritte in den Schranken für heute unfähig gemacht; da ferner der Graf äußerte,

mit Eustacen's bewährter Geschicklichkeit im Turnieren zufrieden zu seyn, ohne daß er weitere Beweise verlange, so kam, seinem Wunsche gemäß, die Reihe an die noch übrigen Ritter: Sire Gratien de Foix, der Edle von Corasse, und andere Kämpfer, die gar weidlich turnierten. Die Menge war darauf gespannt, ob Sire Jean l'Inconnu seinen frühern Standpunkt in den Schranken einnehmen werde; allein er unterließ es, und als die Marschälle ihn um Angabe der Ursache ersuchten, erwiederte er stolz: „daß er nicht gewohnt sey, einen so ungleichen Kampf zu bestehen."

Die Vesperzeit war vorbei; die Herolde gaben demnach durch Aufrollen der Banner das herkömmliche Zeichen des Turnierschlusses. Nach Kampfbahnsitte nahmen nun die Marschälle und Herolde den Helm und Harnisch Eustacen's, weil er zum ersten Male im Turnier erschienen war, in Anspruch, und der junge Ritter bezahlte dafür, dem Gebrauche gemäß, zwei hundert Goldgulden als Lösegeld.

Der Graf de Foix verließ den Söller, und bevor er sich zur Heimkehr anschickte, sendete er an den muthigen Fremden auf's Neue eine Einladung,

vor ihm zu erscheinen; Sire Jean L'Inconnu entsprach seinem Wunsche.

Der Graf begann: „Wir müssen euch in der That, edler Ritter, unsers ausgezeichnetsten Lobes ob Eurer unerreichbaren Turniergewandtheit versichern, und wir würden uns sehr geehrt fühlen, wenn es Euch beliebte, uns das Vergnügen Eurer für uns so wünschenswerthen Theilnahme an dem Festmahle dieses Abends zu vergönnen. Ich erneuere sohin mein Gesuch, in meinem Schlosse Orthez Eure Nachtherberge zu wählen.“

„Ich danke Euch für Eure höfliche Einladung,“ erwiederte der fremde Ritter, „die angebotene Nachtherberge muß ich ablehnen; wollt Ihr mir jedoch einige Zugeständnisse machen, so würde ich gerne an dem Festmahle Theil nehmen.“

„Gerne genehmige ich alle Eure Bedingungen,“ versetzte der Graf, „Ihr nennt Euch zwar hier nur den Sire Jean L'Inconnu, doch Keinem von uns kann es in den Sinn kommen, in Euch den kühnen Sire Boncicaut zu verkennen, berühmt als Meister aller Turniere, welcher heute unser Kampfspiel durch seine Anwesenheit verherrlichte. Vergönnt uns also, dieses freudige Ereigniß benützen zu dürfen, um

Euch unsere Werthschätzung der Tapferkeit eines Ritters zu bethätigen, in dessen Ruhme sich die Ritterschaft sonnet.“

„Empfanget meinen erneuerten Dank für Eure Artigkeit,“ sagte der Fremde, „doch nur aus dem Munde des Jean L'Inconnu, und keines andern Ritters. Dringet nicht mit weitern Fragen in mich, da ein Gelübde mir verbietet, hier mich aufzuhalten, oder meine Bestimmung zu enthüllen. Eure Einladung zum Festmahle kann ich nur unter den Bedingungen benützen, daß ich in meiner Rüstung erscheinen darf, wie ich jetzt vor Euch stehe; ferner müßt Ihr durch Euer Wort mir verbürgen, daß es mir freistehe, mich nach Belieben zu entfernen, und daß Ihr nicht mein Antlitz zu schauen begehret ohne meine Zustimmung. Zu diesen Bedingungen zwingt mich mein Gelübde, und an ihre Genehmigung ist meine Annahme Eurer Einladung geknüpft.“

„Ich genehmige alle diese Bedingungen,“ erwiederte der Graf, „und werde sie erfüllen, kühner Ritter! Mein ganzes fürstliches Gefolge hier rufe ich zur Zeugschaft meines ritterlichen Ehrenwortes, das ich Euch hiemit verpfände. Wir werden Euch zum Festmahle erwarten, lebt wohl bis auf Wiedersehen!

Derjenige, unter dessen Schutz und Schirm die Tapfern stehen, bewahre Euch Gesundheit und Ehre bis zu den spätesten Tagen! Der Himmel möge mit Euch seyn!«

3.

Weit auf rauschten die Flügelthüren des mit dem feinsten Geschmacke verzierten Prachtsaales, als die Stunde zum Festmahle schlug, wozu der Graf de Foix seine Gäste geladen hatte, und allen Rittern und Knappen zu Orthez verkündete Trompetengeschmetter von den Söllern der Schloßthürme herab den Gang zur gräflichen Tafel.

Eine Menge Tische waren im Saale für die Gäste, je nach ihrem Range und Stande, geordnet; Gefäße von Gold und Silber funkelten auf jeder Tafel, über welche sich Decken mit eingewirktem Golde breiteten, auch kostbare Vasen mit der Jahreszeit auserlesenstem Blumenflore. Grüne Binsenmatten zogen sich über den Marmorstrich hin; an den Wänden erblickte man schöne Teppiche und frische Baumzweige, deren man sich als eines kühlenden Mittels bediente. Blumentöpfe umgürteten das Gesims eines Marmorbekens am Ende des Saales,

und lustig plätscherte des Springquelles flüssige Säule. Gefäße von Silber hauchten Weihrauchdüfte, und Licht durchströmte den weiten Raum theils von Wachskerzen auf silbernen Wandleuchtern, theils von großen in tiefrother Blendung aufflackernden Fackeln. Nach und nach erschienen die Gäste, Personen von hohem Adel, Ritter, Schildknappen und Damen aus den Provinzen Bearn und Foix. Man erblickte auch Priester und Ritter aus andern Staaten, die das Turnier nach Orthez gelockt hatte. Im prächtigsten Aufputze erschienen alle diese vornehmen Gäste, und bildeten einen ausgezeichneten Verein von Glanz und Anmuth, deßgleichen man nicht leicht hätte finden können. Die Kämmerlinge und Marschälle hatten in dem wogenden Gewühle vollauf zu thun, um nur den Gästen ihre Plätze an den Tafeln nach Gebühr des Ranges anzuweisen. An der Tafel befanden sich, außer ihm selbst, der Bischof von Foix und Bearn, Prior Philipp, der Edle von Corasse, Sire Espaign du Lyon, Sire Equitan Poursuivant d'Amour, und die Damen Jeanne und Isabelle mit der Gräfin de la Corasse. Am untern Ende der Tafel blieb auf ausdrückliche Anordnung des Grafen ein Stuhl dem

zum Festmahle geladenen unbekannten Ritter vorbehalten. Das Amt der Oberceremonienmeister versahen Sire Arnould Gillaume und Sire Pierre de Vaux; Sire Gratien de Foix sorgte für die gräfliche Tafel unter dem Beistande von fünf andern Rittern; Sire Evan de Foix bediente ausschließend seinen Vater, Sire Nicolas de l'Escalle sprach das Gratias, und Sire Eustace, der Kührsohn, behielt das alte Amt des Mundschenken seines Wohlthäters. Zu den Minnesängern und Spielleuten des Grafen de Foix gesellten sich auch jene der anwesenden Gäste von hohem Adel; die an diesem Tage von dem freigebigen Grafen mit prachtvollen Ehrenmänteln von Goldbrocat, mit Hermelin verbrämt, beschenkt wurden.

Aus dem innern Hofraume herauf ließen sich gegen Mitternacht die Tonweisen der Minnesänger und Spielleute vernehmen, und der Graf de Foix, in einem sammtnen, mit Hermelin verbrämten, und von Juwelen funkelnden Staatskleide von hochrother Farbe, Nacken und Schultern von üppigen Locken umflossen, erschien im Saale mit jener wohlwollenden Würde, welche Ehrfurcht und Bewunderung fesselte, und eben sowohl den Kühnsten von vertrau-

licher Zudringlichkeit zurückscheuchte. Vor dem Grafen gingen zwölf Kämmerlinge, jeder eine große brennende Fackel in der Hand, welche sie in der Nähe der gräflichen Tafel aufpflanzten, und somit den Saal schier zur Tageshelle b^leuchteten.

De Foix setzte sich unter dem prächtigen Thronhimmel, grüßte die Gäste mit der verbündlichsten Artigkeit, und unterhielt sich mit den Personen seiner nächsten Umgebung. Fünfmal wurde aufgetragen, und jedesmal ein Zwischengericht, oder Leckerbissen; hierauf folgten die Früchte. Wundersam waren einige sinnbildliche Schüsseln anzuschauen, verziert mit Gold und dem Federschmucke buntfarbiger Vögel.

Viele Ritter unter den Gästen rühmten höchlich Eustacens ersten Turnierversuch. Er wählte einen Sitz in der Nähe des Grafen, und benahm sich so anspruchlos, daß er durch seine Bescheidenheit den Glanz seiner Waffenprobe in den Kampfritten noch vermehrte. Der Graf fragte nun seine Diener nach dem unbekannten Ritter, ob er noch nicht gekommen sey, um den an der Tafel vorbehaltenen Stuhl zu besetzen. Sie antworteten, seit dem Ende des Turnieres sey er unsichtbar geblieben, und Niemand wußte in der Stadt ihn zu fin-

den, in einem nahen Kloster, oder in einer Nacht-herberge, wo sonst fremde Ritter sich einfänden. „Demnach müssen wir gleichwohl die Wahl der Stunde seines Erscheinens bey dem Festmahle seinem Gutdünken anheimstellen,“ bemerkte der Graf, „er ist ein wundersamer Gast, und in der That konnte nur ein ganz absonderliches Gelübde einen so kampfgeübten Mann zu einer so hartnäckigen Vermummung bestimmen. Kaum waren diese Worte über des Grafen Lippen gekommen, als im Vorraume des Saales Trompetenruf erklang; ein Herold erschien mit der Anzeige, daß der Fremde angekommen sey. Sogleich hörte die Musik auf; ein hohles Geflüster durchlief die Reihen der Gäste; hierauf herrschte das Schweigen des Grabes. Gespannt schauten Alle nach dem Eingange, des Mannes gewärtig, der die Neugier und Verwunderung in so hohem Grade zu fesseln verstand.

Vom Haupte bis zur Ferse gewappnet, wie früher in den Schranken, nur dießmal ohne Schild und Lanze, trat der Fremde in den Saal. An der linken Seite trug er das kurze Schwert, und durch das dicht geschlossene Visir seiner Stahlkappe konnte kein Auge dringen, um auch nur den mindesten Zug

seines Antlitzes zu erspähen. Hoch und schlank war sein Leib, und von gewaltigem Gliederbau, seine Haltung gebieterisch, und aus seinem Aeussern und gesammten Benehmen konnte man auf einen Mann schließen, der, ohne eben noch ein Jüngling zu seyn, im kräftigsten Lebensalter stand.

Bedächtigen, feierlichen Schrittes, umgeben von den Marschällen, nahte er sich vom Ende des Saales der gräflichen Tafel. Das Haupt hoch tragend, verrieth er weder Furcht noch Befangenheit; die Würde gebietender Hoheit schien ihm angeboren. Aufstehend begrüßte ihn der Graf, als er in die Nähe des Thronstuhles kam, und wies mit der Hand auf den ihm vorbehaltenen Sitz. Nach einer Verbeugung setzte sich der fremde Ritter, ohne ein Wort zu sprechen, an seinen Platz.

Mit der lebhaftesten Theilnahme beschäftigten sich alle Gäste mit ihm. Wer er wohl seyn dürfte? Wird er auch von den Speisen des Festmahles genießen? Dieß kann er nicht thun, ohne sein Visir zu öffnen; oder gedenkt er wie ein Standbild zu verweilen, und an der Eßlust der Uebrigen sich zu ergötzen? Ist er ein Mensch oder ein Geist? Ob er wohl der Sire Boncicaut ist? Wenn nicht,

wer sonst könnte er seyn? Solche Fragen und Vermuthungen gingen in ängstlicher Hast von Ohr zu Ohr, indessen der Frohsinn der Gesellschaft und ihre tausenderley Plaudereyen, die bisherigen Quellen ihrer Unterhaltung, in Anwesenheit des wundersamen Fremden versiegten, der nun die Gemüther und Zungen aller Gäste ausschließend beschäftigte.

Graf de Foix wendete sich an den Fremden: „Gerne möchten wir Euch gastfreundlich ersuchen, Herr Ritter, durch Genuß von diesen Speisen unser Mahl zu beehren; allein nach unserer Zusage, die Euch berechtiget, Euer Visir nur wenn es Euch gefällt zu lüften, dürfen wir Euch mit Wünschen nicht belästigen, und müssen gleichwohl Eurer Artigkeit die Gewährung einer Bitte anheimstellen, deren Aeusserung uns nicht zusteht.“

„Ich dank' Euch,“ erwiederte der Fremde, „da ich aber meinen Nachtimbiß bereits zu mir genommen, so kann ich von den Speisen nichts mehr essen.“

„Das Mahl schon gehalten?“ wunderte sich Agos von Guisfort, gegen Will vom Westen gewendet, da Beide in der Nähe der gräflichen Tafel ihre dienstlichen Verrichtungen hatten, „schon abgespeiset? So! Und mit wem? Mit den Würmern; denn bey dem

Glauben meines Lebens, er gleicht ja von oben bis unten einem Steinbilde, welches aus dem Rahmen eines Grabmales stieg, und ich weiß noch immer nicht, soll ich ihn für ein Wesen von Fleisch und Blut, oder für einen unheimlichen Geist halten, indem er heute mehr teuflisch als kampfrittüblich die jungen Ritter in den Sand schleuderte. So wahr Gott im Himmel lebt, wenn ich ihn so recht in's Auge fasse, dünkt er mich ein sprechendes Spiegelbild des kürzlich in die Minoritenkirche gebrachten steinernen Ritters."

Diese Aeußerung des Knappen lenkte Eustacens Blick auf den Fremden; Schauder durchrieselte seinen Leib, als er, ohne sich den eigentlichen Grund erklären zu können, dennoch im Aeußern des Unbekannten, in seiner Gestalt und Rüstung, einigermaßen die von dem Knappen erwähnte Aehnlichkeit bestätiget fand. Vor dem Auge seiner Seele tauchte wieder das seltsame Abenteuer der letzten Waffenwache auf, und die ähnlichen Züge des Franziskaners mit dem Standbilde des in Gott ruhenden Sire Pierre de Bearn; dazu kam nun dieser Fremde selbst mit seinem geheimnißvollen Benehmen. Eustacen's Neugier war mit beklemmender Besorg-

niß gemischt; konnte er auch diese Empfindung sich nicht enträthseln, so mußte er doch die Erscheinung des Fremden als im Einklange denken mit den eigenen Erlebnissen, welche ihn erst kürzlich so tief ergriffen hatten.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, die seine ganze Seele erfüllten, schaute er sinnend auf die schier versteinerte, ehrfurchtgebietende Gestalt in voller Rüstung hin, bis ein Zuruf des Sire Gratien de Foix ihn aus seinen Träumen aufscheuchte. Der erste Blick auf diesen erinnerte ihn an seine dienstliche Obliegenheit bey dem Grafen; er schritt sohin zu einem nahestehenden Kredenztische, und nahm dort ein silbernes Waschbecken und ein Handtuch. Sire Gratien stellte sich mit einem silbernen Gefäße vor den Grafen de Foix hin, und goß Wasser in das von Sire Eustacen gehaltene Becken, damit der Graf sich vor dem Nachtmahle die Hände waschen konnte. Diese Aufmerksamkeit wurde von den Dienern allen vornehmen Gästen an der Tafel erwiesen; von Neugier und Wohlwollen angezogen, ging Eustace auf den Unbekannten zu, und reichte ihm zur üblichen Waschung das Becken.

Forschend ließ der Ritter, mit einer Wendung

des Hauptes, seinen Blick auf Eustacen ruhen. „Ich werde nicht von den Speisen kosten,“ sagte er, „dennoch will ich von deinem freundlichen Anerbieten, artiger Jüngling, Gebrauch machen.“ Hiemit stand er auf, und legte seine Stahlhandschuhe ab, um seine Hände zu waschen; da bebte Eustace erbleichend zurück, und vermochte kaum mehr, dem Fremden den selbst angebotenen Dienst zu leisten, indem sein rascher scharfer Blick auf einen Ring an der rechten Hand des Unbekannten fiel, von der auffallendsten Aehnlichkeit mit dem vom Franziskaner erwähnten Ringe, welchen Eustace nach empfangenem Ritterschlage vom Grafen erhalten hatte. Leise bat Eustace den Ritter: „Um's Himmels willen, sprich, wer bist du, und woher hast du diesen Ring?“

„Du bist zudringlich, Jüngling,“ erwiederte der geharnischte Mann, „nicht um irgend eine Neugier zu stillen bin ich gekommen. Diesen Ring hab' ich zum Pathengeschenke bekommen, als ich den Ritterschlag erhielt, und er steckt so lange an meinem Finger, als ich die Sporen trage.“

„Und das Pathengeschenk, welches ich empfing, gleicht ganz dem deinigen; sein Schmelzwerk zeigt einen goldenen Stern in einer Wolke auf himmel-

blauem Felde. Ich beschwöre Euch also, gebt mir Aufschluß!«

„Ruhig!« mahnte der Fremde, „der Graf ruft dir, eile, ihn zu bedienen, und hinsichtlich deines Ringes vollziehe den Auftrag jenes Mannes, welcher dir die Zeit, da du ihn empfangen solltest, voraussagte.«

„Ihr meint den Franziskaner,« erwiederte Eustace.

„Schweig!« rief der Fremde wiederholt, — „genug davon — geh nun!« Eustace entsprach durch seine Entfernung dem Willen des Ritters, der nach der Waschung seiner Hände wieder stumm und in der frühern Stellung blieb. Auf den erneuerten Ruf des Grafen eilte der Jüngling ihn zu bedienen, und vernahm folgende Worte aus dem Munde seines Wohlthäters:

„Du hast unsern gerüsteten Gast bedient; inzwischen bleibt es immer auffallend, daß Personen sich die Hände waschen, die an dem Mahle nicht Theil nehmen. Du hast mit dem Fremden gesprochen. Was hat der Fremde dir mitgetheilt?«

„Nichts, mein hoher Herr,« antwortete Eustace, betroffen über diese Erkundigung.

„Gelten dir Worte für nichts?“ fragte der Graf, „oder bilden sie eine lose Grundlage des Nichts, gleich der Luft, worin wir leben? Oder gelüstet es dich, auch den Geheimnißvollen zu spielen, wie unser Gast? was hast du mit ihm gesprochen?

„Erlauchter Gebieter,“ erwiederte Eustace, „ich habe den Fremden um seinen Namen gefragt.“

Der Graf, von Natur zum Verdachte und zum Ausforschen geneigt, entgegnete: „Wahrhaftig, es ist doch auffallend keck von dir, Fragen dir anzumaßen, wo ich selbst durch mein Ehrenwort daran gehindert bin. Was bewog dich, ihn zu fragen?“

„Neugier, mein Gebieter,“ antwortete Eustace.

„Und wodurch ward diese in dir erregt?“ setzte der Graf seine spähenden Fragen fort.

„Durch das Auffallende in der Haltung und im ganzen Benehmen des Fremden,“ antwortete Eustace in sichtbarer Bestürzung, ohne den Vorfall mit dem Ringe zu berühren, weil er das Verbot des Franziskaners nicht zu verletzen wagte.

Der Graf erwiederte: „Du erkühntest dich also, einen fremden Ritter, dem meine Zusage Schutz gegen zudringliche Neugier verbürgte, mit Fragen

zu belästigen? Nimm dich in Acht, Jüngling, mir auf solche Art in den Weg zu treten! Es lag jedoch eine ganz andere Absicht in deinem Benehmen. Deine Entschuldigung führt nur wieder auf dein Verhältniß mit dem Franziskaner zurück. Aus Liebe zu dir unterließ ich nähere Untersuchung desselben, hüte dich aber wohl, meinen Argwohn zu erneuern. Manche haben an uns auszusetzen, daß wir uns allzuleicht dem Vertrauen hingeben, was eben so wenig zu billigen sey, als wenn der Schein eines Unrechtes zu einem vorschnellen Urtheile verleiten würde. — Und was sprach dann der Fremde? Ließ er sich auf eine Antwort deiner kecken Frage ein?«

„Nein, mein Gebieter," versetzte Eustace, „mit dem Bemerken, daß er nicht gekommen sey, meine Neugier zu befriedigen, hieß er mich von dannen gehen."

„Und dieß war seine ganze Antwort?" fragte der Graf.

„Beiläufig seine ganze," antwortete Eustace.

„Beiläufig?" forschte der Graf, „er hat also noch mehr geäußert?"

„Er mag wohl noch einige Worte gesprochen haben."

„Und welche Worte?“

„Nur sehr wenige,“ erwiederte der Jüngling in äußerster Verlegenheit, bemüht, so tief eingreifenden Fragen gegenüber die Sache möglichst gut zu gebrauchen.

„Desto leichter wirst du dich ihrer erinnern,“ sagte der Graf, „wiederhole sie!“

Eustace begriff sehr wohl, daß eine solche Wiederholung den Grafen nur auf neue Fragen führen, ihn selbst aber zum Geständnisse zwingen würde, warum er sich nach dem Ringe erkundiget habe, wodurch das vom Franziskaner ihm anvertraute Geheimniß wäre verrathen worden. Aller Lüge jedoch abhold, erwiederte er: „Euer Verdacht schmerzt mich tief, mein hoher Herr! Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und bitte Euch demnach, nicht mit solchen Fragen mich zu kränken.“

„Meine Fragen kommen dir also sehr ungelegen,“ bemerkte der Graf mit betonender Stimme, „O Eustace, Eustace! Welche Meinung soll ich fassen? Denk zurück, wie auffallend und geheimnißvoll dein Benehmen mit dem Franziskaner an einem frühern Festmahlabende gewesen ist. Erwäge zugleich, daß dieser Unbekannte bloß dir zu Liebe Be-

weise seiner Turniergewandtheit gab, und daß deine ängstliche Scheu vor meinen Fragen, vor dem Bekennen einer angeblich unbedeutenden Zwiesprache, — Ausflüchte, wie du sie schon früher vorgebracht hast, — mich allerdings zu dem Argwohn berechtigen, daß hier etwas Wichtigeres vorliege, als ein gewöhnlicher Zufall. Mit weitern Fragen will ich dich jetzt verschonen, vergiß aber nicht, daß ich dein Verhalten streng überwachen werde. Nicht der Schein soll meinen Verdacht erregen; fällt aber der Schleier des Geheimnisses von dir, und ich sehe dann mein Vertrauen durch Undank oder Täuschung vergolten, so trägt die Schuld der Folgen Niemand als du selbst. Uebrigens kam mir auch jener Franziskaner seit dem Abende deiner Waffenwache nicht mehr zu Gesicht; — hast du ihn seitdem gesehen, Eustace?«

„Mein hoher Gebieter,“ antwortete Eustace ganz der Wahrheit gemäß, „ich hab' ihn auch nicht gesehen seit jenem Abende.“

„Das ist nicht wahr,“ fiel Sire Evan de Foix ein, „denn er hatte für denselben Abend eine Zusammenkunft mit dir am Calvarienberge nach dem Festmahle verabredet.“

Staunen und Erröthen malten sich im Antlitze

des zitternden Eustace. Der Graf war ganz überrascht. „Eine Zusammenkunft mit dir am Calvarienberge nach dem Festmahle?“ rief er aus. „Wahrhaftig, das übertrifft noch alle jene Heimlichkeiten; aber ich werde so lange durch alle diese Irrpfade und Verstecke forschend dringen, bis das Ganze klar vor meinen Augen liegt. Für diesen Abend will ich es bewenden lassen, morgen jedoch erwarte ich dich in meiner Betkapelle; in Anwesenheit des Sire Evan, der von deiner Zusammenkunft mit dem Franziskaner genauer unterrichtet zu seyn scheint, und des hochwürdigen Priors Philipp, werden wir dann deine nähere Aussage entgegennehmen, und Alles versuchen, um das bisher so räthselhafte Geheimniß völlig zu entschleiern.“

Eustacen's Versuch einer Rechtfertigung, lehnte der Graf durch einen Blick unverkennbaren Aergers ab.

Dieß war am obern Ende der Tafel, wo Sire Evan den Dienst als Vorleger seines Vaters versah, gesprochen worden. Außer Sire Evan und dem Prior, welche des Grafen nächste Umgebung bildeten, blieb die Unterredung allen übrigen Gästen unvernehmbar wegen des Harfenspieles der Minne-

sänger, welche mit der Handwaschung des Grafen begonnen hatte.

Nach dem Willen seines hohen Herrn sprach Eustace nicht mehr; der listige Prior erkünstelte eine hochwichtige Miene, und Sire Evan's Bosheit freute sich heimlich über all' die schlimmen Folgen, welche voraussichtlich aus seinen wenigen geäußerten Worten für Sire Eustace hervorgehen würden.

Indem setzte sich Will vom Westen, ein gefeierter Sänger und wackerer Page, auf einen kleinen gepolsterten Schemmel in der Nähe des gräflichen Thronhimmels, ließ die schlanken, feintastenden Finger über die Saiten der Harfe gaukeln, begann mit einleitenden schmeichelnden Accorden, und sang hierauf ein schönes gascognisches Lied mit klarer, lieblicher Stimme.

Die Melodie schien auf den Grafen, einem leidenschaftlichen Freund der Tonkunst, beschwichtigend zu wirken; er ließ den Pagen näher treten, und sagte ihm: „Mit deinem Gesange bin ich sehr zufrieden, Junge, doch dein Ringellied war nicht lang genug, und überdieß ein oft gehörtes; hast du nicht irgend eine Romanze oder ein Lied, das du selbst

gedichtet, damit unsere Gäste sich an neuen Worten mit neuer Tonbegleitung ergötzen können?“

„O ja,“ erwiederte Will von Westen, „ich weiß gar manche lustige englische Lieder, die einen lieblichen Klang haben mögen für einen gascognischen Grafen; auch eins, dessen Worte und Melodie von mir sind, zur Erinnerung an meine theure mütterliche Heimath.“

„Ei, so gieb es uns zum Besten,“ forderte der Graf ihn auf, „und erfrische dir die Kehle zuvor durch einen Trunk Weines aus diesem Becher.“

Der Page trank, griff wieder in die Saiten, und sang ein provencialisches Lied, dessen Inhalt aus nachstehender Uebertragung mag erkannt werden.

Das Lied des Pagen.

Ob Frankreichs Sonne süßer gleich
Den Saft der Traube reift,
Uns mit des Frohsinns Zauberkraft
Die Herzen all' ergreift;
Umschlingt doch meine Seele dort
Ein heiligeres Band,
Am Stromkrystall, in frisch'rer Luft,
Im West, im Heimathland.

Das meerumspülte Inselreich
Des Kindes Wiege war,
Wo ihm der Mutter Lächeln oft
Der Freuden viel gebar.
Das Hüttchen still am Waldessaum,
Wie Vögelchen am Strand,
Der Kirchthurm, dessen Glocke dröhn
Im West, o Heimathland!

Und trennen Berg und Meere mich
Wohl in der Fremd' von dir,
So klingt der Heimath Glocke doch
Herüber bis zu mir.
Die Rebe dort am Bergeshang
Ist mir kein Freudenpfand,
Wie du, mein lustig Inselreich,
Im West, mein Heimathland!

„Dein Lied hat einen düstern Anhauch," bemerkte der Graf, „doch ist deine Stimme wohltönend, und mit seelenvollem Ausdrucke spielst du die Harfe; ich bin mit deiner Leistung zufrieden; nun ist's an unsern holdseligen Damen, ihre Ansichten über die Vergebung der Turnierpreise dieses Tages zu äußern."

Als Turnierdank waren zwei Preise bestimmt. Ein trefflich gearbeitetes Schwert aus Stahl von

Bordeaux war der erste, ein eben so guter Dolch, oder ein kurzes Schwert der zweite. Wegen Mangels hinreichender Beweise der Absicht Sire Evan's de Foix, das Roß seines Gegners zu tödten, urtheilten jetzt die Kampfritter, könne er auch nicht sein eigenes und seine Waffen verwirkt haben; der Graf aber, in solchen Dingen von unbeugsamer Gerechtigkeit, bestand darauf, daß er in Folge jenes Benehmens durchaus unwürdig sey, unter den Preisbewerbern zu erscheinen.

Nach dem einstimmigen Urtheile der Richter gebührte das Schwert dem Sire Equitan, und der Dolch dem fremden Ritter, dessen Turnierkunst an diesem Tage alle andern Kämpfer übertraf. Dieses Erkenntniß wurde den Damen vorgetragen, von ihnen bestätiget, und von den Herolden unter Trompetenschall der Spielleute im Saale verkündet.

Nun nahten sich zwei Schildknappen, ließen sich auf ihre Kniee nieder, und übergaben das Schwert der Dame Jeanne von Boulogne, und den Dolch der Dame Isabelle, damit die Turniersieger aus ihren Händen die verdienten Preise erhalten möchten. Sire Equitan trat zuerst vor; während die Anmuth strahlende Jeanne dem vor ihr Knieen=

den das Schwert zum Lohne seiner Tapferkeit überreichte, gelobte er wiederholt, indem er es in sein Wehrgehäng steckte, dasselbe für sie zu ziehen. Nach Verherrlichung des Tapfern durch den öffentlichen Dienst der Herolde und Minnesänger, stand Sire Equitan auf, schritt auf die Dame Jeanne zu, und bat um die Vergunst der üblichen Befugniß, nach Empfang des Turnierdankes die Purpurlippen der holden Spenderin zu küssen. Mit wundervoller Bescheidenheit erlaubte Jeanne, welche von dem übertriebenen weiblichen Gezierre nichts wußte, den Kuß, und sehr artig betheuerte Sire Equitan, er sey die Krone aller Belohnungen, die ihn jemals mit Wonne erfüllt. Zur Entschädigung für das im Turniere verlorene Roß, ersuchte der Graf de Foix den Sire Equitan, von ihm ein reichgeschirrtes Streitroß zu empfangen.

Dankend wich nun Sire Equitan vor dem unbekannten Ritter zurück, damit dieser sich ungestört dem Fräulein Isabelle von Greilly, zum Empfange des Dankes aus ihrer Hand, nähern könne.

„Bei einem Theile dieser Förmlichkeit,“ sagte Agos von Guisfort, „wird es mit dem gewappneten Kämpfer wohl ein wenig haspern; sollte er

auch das Visir öffnen, so bleiben noch immer die lästigen Stahlspangen, von denen die holde Dame geküßt zu werden sich scheuen muß, indem die Kälte eines solches Kusses höchstens einer Schwester aus dem Ursulinerkloster erträglich seyn mag. Sollte er jedoch den Helm ablegen, so hätte doch die Beurtheilung über das Daseyn von Fleisch und Blut freien Spielraum; geht auch das Gerücht, daß Geister umherwandeln, und mitunter plappern, so ist's bisher doch etwas Unerhörtes, daß sie auch alte oder junge Damen küssen. Ich bin recht begierig, ob man nicht einen Anhauch von Verwesung an ihm spürt; woher es nur kommen mag, daß des Grafen liebster Jagdhund mit den Augen funkelnd, den an ihm vorbeischreitenden gerüsteten Fremden anknurrt?«

So war's auch. Ein Jagdhund, den der Graf vor allen andern werth hielt, und nie von seiner Seite ließ, schien, als der Fremde in die Nähe des Grafen kam, über den Anblick eines geharnischten Mannes inmitten friedlichen Frohsinnes betroffen, glotzte ihn widerlich kauernd an, und warf sich in die Stellung, ihm den Zugang zum Grafen zu wehren. „Leg' dich, Julian, leg' dich!« begü-

tigte der Graf seinen Liebling, welcher, sein ärgerliches Geknurr fortspinnend, dem Befehle des Herrn folgte.

Im Herzen Isabellen's von Greilly regte sich ein zwischen Verehrung und Beklommenheit getheiltes Gefühl, als der Gewappnete sich ihr nahte, das ihrem sonst so heitern Wesen unbegreiflich scheinen mußte. „Ich erscheine nicht vor Euch, holdselige Dame," sprach er, „zum Empfange der mir zugesprochenen Belohnung aus Eurer Hand, glaube auch nicht sie zu verdienen. Wie kann ich einen Anspruch auf Turnierdank machen, da ich kein selbstständiger Kämpfer in den Schranken war? Ich wirkte nur als Helfer eines ehrenwerthen aber mit solchen Verhältnissen noch nicht vertrauten Jünglings, den ein ungebührlicher Angriff bedrohte. Nicht nach Ruhm strebe ich, und lehne sohin den Dank mit der Bitte ab, daß diese schöne Hand damit gegründetere Ansprüche, als die meinigen, beehren möge."

„Wie Eure ritterlichen Auszeichnungen uns mit Bewunderung erfüllten," nahm der Graf das Wort, „so setzt Ihr durch so große Bescheidenheit Euern Verdiensten die Krone auf; gewährt mir

demnach das Ansuchen, edler Ritter, daß Ihr, richterlich entscheidend, selbst den Kämpfer bezeichnen möget, der nach Eurer Meinung des Dankes würdig wäre.“

Nach einer kleinen Pause erwiederte der Fremde: „Auf ein so zuvorkommendes Benehmen war ich in der That nicht gefaßt, und wage nicht, Euren Wunsch abzulehnen. Laßt Euch aber ja nicht von dem Wahne täuschen, daß Bescheidenheit mich zur Ablehnung des Dankes bewogen habe, denn ich bin mit dem Stolze sehr vertraut, Graf de Foix. Meine Absicht, von Eurem Hofe zu scheiden, wie ich gekommen, ohne durch irgend ein Zeichen Euch verbindlich zu werden; übrigens hab' ich in Euren Schranken weder einen Ritter gesucht, noch einen solchen gefunden, der sich mit mir messen könnte.“

„Dieß mag dahingestellt bleiben,“ erwiederte Sire Equitan, „allerdings mochte sich in den Schranken kein Ritter befinden, Euch an Turnierkunst gleich, doch schwerlich würde es an solchen gefehlt haben, die es an Kraft und Kühnheit mit Euch aufnehmen, wenn es Euch beliebt hätte, sie herauszufordern.“

Der Fremde schaute auf Sire Equitan, ohne

ihn einer Antwort zu würdigen. Dann sprach er zu dem Grafen: „Erlauchter Herr Graf de Foix, ich mache von der Vergunst Gebrauch, den Sieger zu bezeichnen, welcher des Dankes würdig sey, und nenne als solchen den jungen, muthigen und ehrenwerthen Sire Eustace den Kührsohn.“

So sehr auch der Graf Eustacen liebte, so hatte die Arglist des Priors und des Sire Evan es schon dahin zu bringen gewußt, daß er den Pflegling nicht mehr seiner Gunst würdig hielt, und da sein Verdacht nach und nach durch mancherlei Vorfälle leider immer mehr angeschürt und zu bedenklicher Begründung war gesteigert worden, so nahm er jetzt eine finstere Miene an. Doch er konnte das dem Fremden bewilligte Rechte der Bezeichnung des Siegers nicht widerrufen, er schloß sich daher gegen seinen eigenen Willen der Entscheidung des Unbekannten an. Eustace schritt aus der Reihe hervor, und erhielt knieend aus Isabellen's holder Hand den zweiten Turnierpreis; diesen Triumph verkündeten die Herolde wieder mit lauter Stimme.

Gerne würde nun Eustace der Kührsohn das Recht geübt haben, womit die Dame Jeanne den

Sire Equitan beehrte; allein er brachte kein Wort hervor, und schaute erröthend zu Boden.

„Junger Ritter,“ bemerkte Sire Espaign du Lyon, „bis jetzt bist du nur halb belohnt, denn erst ein Kuß von den süßen Lippen der holden Isabelle macht den Turnierdank vollständig. Sollte jedoch deine Schüchternheit dir die Bitte um den Vollzug dieses Rechtes erschweren, so bin ich als dein Waffenbruder gerne erböthig, für dich einzutreten, und so wie der Dolch eine gar passende Waffe für einen jungen Ritter ist, so will ich mit dem für einen bejahrten Ritter schicklichen Friedenszeichen des Kusses mich begnügen.“

Isabellen gefiel der launige Antrag des ehrenwerthen Sire Espaign, und Sire Eustace, der sehr bereit war, dem geliebten Wesen gegenüber seine Blödigkeit zu opfern, pflückte von Isabellen's Munde seinen im Rechte begründeten Kuß, freimüthig, bescheiden und mit innerem Beben.

Dieß Alles sah Sire Evan de Foix, sonst ein willenloser Spielball ungestümer Leidenschaften und jähling überwältigender Gefühle, mit lautlos verbissenem Grimme vor seinen Augen geschehen. Vorrang, Ehre und Turnierpreis mußte er diesem

Sire Equitan, einem Fremden, überlassen, von dessen Herkunft eben so wenig Bestimmtes bekannt war, als von dem gewappneten Ritter und diesem Sire Eustace, einem aufgeschossenen Jünglinge, einem Angenommenen, dessen Vater füglich ein armer Bauer seyn mochte. Ueberdieß war's die Verlobte, aus deren Hand Sire Equitan den Preis empfangen, und noch dazu eigentlich aus Schuld seines gräflichen Vaters, welcher, gegen die Meinung der Kampfrichter, den Sire Eustace von der Mitbewerbung um die Preise ausgeschlossen wissen wollte. Gerne hätte Sire Evan, dessen Herz von giftigem Zorne schwoll, den leisesten Schatten benützt, um feindlich anzubinden, und sagte sohin zum Pater Prior: „Könnt' Ihr, Herr Pater, als mein vertrautester Freund, all' diese Schmach, womit man mich demüthiget, so ruhig ertragen? An Sire Equitan's Arme prangt noch immer jene weiße Schärpe mit den Spuren seines Blutes; ha, könnt' ich sie ihm mit Gewalt entreißen! Einen Kuß vom Munde meiner Verlobten, Jeanne von Boulogne, erkühnte er sich zu pflücken! Möchten doch jene Lippen, auf welche jeder Pulsschlag des Herzens Arglist und Purpurröthe sendet, von Schlangengift

schwellen, und den Verwegenen verderben! Doch so wahr ich lebe, meine Rache soll nicht säumen!“

„Gemach,“ entgegnete Philipp von Avignon, „faßt Euch für diesen Augenblick, und Ihr werdet das Ziel Eurer Rache um so gewisser treffen, Hinausschieben vermehrt ihre Spannkraft, und die Größe der Schuld wird dann nur um so großartiger abgetragen.“

Wieder erfüllten die Spielleute und Sänger mit lustigen Klängen und Tönen den Saal; die Gäste begaben sich auf's Neue an ihre Plätze, und verzehrten behaglich die aufgetragenen Früchte. Bedienende Ritter und Knappen kredenzten hierauf Würzwein, ein absonderlich köstliches Gericht von süßen Früchten wurde dem Grafen angeboten, und einigen von den auserlesensten Gästen, unter diesen auch, zur Bethätigung einer vorzugsweisen Hochschätzung, dem Fremden; er lehnte jedoch diese Ehre ab, so wie schon vorher jede Einladung zur Theilnahme an dem Festmahle.

Der Ehrenbecher kreisete unter den üblichen Förmlichkeiten, indessen die Lieder der Minnesänger erklangen. Dabei wurde auf Rang und Stand der Gäste besondere Rücksicht genommen. Sire Eustace

reichte den Becher zuerst dem Grafen, welcher aus demselben trank, und ihn durch einen Knappen dem Herrn von Corasse, als dem Connetable von Foix und Bearn, reichen ließ. Noch mehrere Herren tranken aus dem Becher, dann erhielt ihn Agos von Guisfort, der auf Sire Equitan's Ansuchen sich zum Herumreichen des Bechers angeboten hatte, was fremde Ritter an fürstlichen Tafeln aus Artigkeit oft zu thun pflegten. Agos reichte den Becher seinem Herrn, der von seinem Sitze aufstand, und auf das Wohl des Grafen trank. Sire Equitan gab den Becher wieder seinem Knappen, der ihn nun dem Sire Evan de Foix bot, welcher, entrüstet über Sire Equitan's Vorrang bei dem Ehrentrunke, höhnisch zu Agos sagte: „Geh', und reiche den Becher deinem Gebieter zum Trunke, dem Sire Equitan!“

„Zu welchem Zwecke?“ erwiederte Agos, „da mein Herr aus dem Becher schon getrunken hat? Es ist jetzt an Euch, aus dem dargebotenen Becher zu trinken; ich bin kein Mundschenk, der um Gnade buhlt, oder den Becher auf Ablehnung zu reichen gedenkt.“

Hochfahrend entgegnete Sire Evan: „Du bist

unwürdig, mir den Becher zu kredenzen, kecker Bursche!«

„Wohlan, Sire Evan de Foix," versetzte Agos, Ihr habt mich nun zum zweiten Male geschmäht. Macht Euch mit Euren Schimpfnamen an jene, welche sie hinunterwürgen, ohne zu ersticken, denn ich trage kein Verlangen darnach. Hier reich' ich Euch den Becher, gleich zur Stelle trinkt aus demselben, oder, bei Gott! ich schütt' Euch den Wein in's Gesicht!« *)

„Wag' es, verwegener Knecht!« drohte Sire Evan.

„Laß es nicht auf's Aeußerste kommen," entgegnete Agos, „sonst wird dich ein ehrenwerther Knecht lehren, wie er den hochmüthigsten Bastard, der je ein Schwert trug, zu behandeln gedenke!«

Mit finsterer Stirne griff Sire Evan nach

*) Wer diese Aeußerung des Schildknappen für verwegen halten möchte, kann eine übereinstimmende bei dem Geschichtschreiber Froissart nachschlagen, veranlaßt durch einen Zwist zwischen Sire Jean Chandos und dem Grafen von Oxford über das Vorrecht, zuerst den Ehrenbecher zu erhalten.

Anmerk. d. Verf.

seinem Dolche. Agos drang beständig darauf, daß der Ritter trinken sollte, bis Sire Equitan, als naher Zeuge des ganzen Vorfalles, bemerkte: „Wozu dieß leere Zanken, Sire Evan, und warum streitest du so lange mit Worten, Agos?“

„Du bist ein fremder Ritter, dessen Abkunft uns unbekannt ist,“ erwiederte Sire Evan, „und dennoch hast du dir das Vorrecht des Ehrentrunkes aus dem Becher angemaßt, obgleich ich ein den Lenden des Grafen entsprossener Sohn bin —“

„Ja,“ fiel Agos ein, „du bist eben so ein den Lenden entsprossener Sohn, wie seine Sünden seinen Thaten entsprossen sind; kommt man aber dadurch zu Ehren?“

„Bei Gott!“ rief Sire Evan, „deine Verwegenheit übersteigt alle Grenzen,“ entriß sofort den Becher den Händen des Agos von Guisfort, und fügte bei: „Von nun an kredenzest du nicht mehr, kecker Bursche!“

„Mein Schildknappe hat nichts Unartiges geäußert,“ sagte Sire Equitan, „als Preiseträger des heutigen Turniers gebührte mir das Vorrecht des Ehrenbechers, wie jenem Fremden, dessen Abkunft mir noch unbekannter zu seyn scheint, als die mei-

nige, denn wer verbürgt, daß er ein ehrenwerther Mann sey? Ich hatte sohin gerechtere Ursache, über Zurücksetzung zu klagen, als Ihr; dadurch, daß der Fremde den Becher ablehnte, ändert sich nichts an dem Umstande, daß ihm der Becher vor mir geboten wurde.“

Bei diesen Worten wendete sich der Fremde mit dumpfer aber gemessener Stimme zu Sire Equitan: „Steigen Euch denn gar so viele Zweifel an meiner Seele auf? Und könnt' Ihr denken, Sire Equitan, daß Ihr ungestraft eine solche Beleidigung wagen dürftet, wenn wir hier auf gleichem Fuße ständen? Vernehmet also, daß ich nur deßwegen Eure Aeußerung mir schweigend gefallen ließ, weil ich Euch in meiner Gewalt habe, und ein einziges Wort von mir hinreichen würde, Euch auf der Stelle zu zerschmettern.“

„Ha, kühner Unbekannter,“ rief Sire Equitan, „welche Sprache erlaubt Ihr Euch gegen mich? Jeder von uns trägt sein Schwert an der Seite, und der mondhelle Schloßhof bietet uns Raum genug, die guten Klingen zu versuchen. In Eurer Gewalt, sagt Ihr? und zerschmettern könnet Ihr mich?“

Ohne zu antworten, schritt der Fremde auf eine der farbeprangenden Blumenvasen zu, wählte eine Lilie, starrte auf Sire Equitan, und bot ihm die Blume mit ausgestreckter Hand.

Sire Equitan's zuerst zornglühendes Antlitz wurde dabei leichenblaß. Wie hingebannt war er anzuschauen, ließ sein Auge auf dem Fremden ruhen, und sprach mit gedämpfter Stimme: „Du überzeugst mich, daß du in der That ein ehrenwerther Mann bist. Doch wer bist du, räthselhaftes Wesen, Wisser aller Verhältnisse, und dennoch Andern so fremd?“

Der Fremde nahm wieder, ohne eine weitere Aeußerung, seinen Platz ein, und die eilige Zwiesprache ward in so leisem Tone gehalten, daß vom Inhalte Niemand etwas erfuhr, als Agos von Guisfort, der keinen Schritt von seinem Gebieter wich.

„Bei Eurem Seelenheile, macht ein andächtiges Kreuz,“ mahnte nun Agos leise seinem Gebieter Sire Equitan, „es kann gar nicht anders seyn, als daß in jenem wandelnden Harnische der Teufel steckt; übrigens mag er wohl eine gute Haut von einem Teufel seyn, weil er bei dem Grafen an

uns nicht zum Verräther geworden ist. Hätte de Foix auch nur die leiseste Ahnung von Euren persönlichen Verhältnissen, mein Gebieter, so möchte sich das Abenteuer, welches wir hier aufsuchten, ohne Zweifel im Schloßkerker entwickeln. Auf meinen Rath habt Ihr dieß Turnier nicht besucht, ich war dagegen; doch was konnte mein guter Rath fruchten, da Euch der Ruf von der wunderschönen Dame Jeanne von Boulogne alle Warnung verachten ließ! Ihr seyd nun da, und es bleibt keine andere Wahl, als dafür zu sorgen, daß wir eben so wohlbehalten wieder abziehen, nur würde ich mit Bedauern von Orthez scheiden, bevor ich jenem hochmüthigen, niederträchtigen Bastarde dort, wenigstens einen Theil seines Guthabens bezahlt hätte."

„Sey unbesorgt," erwiederte Sire Equitan leise, „treu meinem Eide trag' ich das Schwert für die Dame Jeanne, und wir werden außerhalb des Bereiches jeglicher Gefahr seyn, sobald wir, fern von Orthez, zu ihrem Besten an die Spitze unserer Freunde uns stellen."

Von dem ganzen Zwiste wegen des Ehrenbecher-Vorrechtes, hatte der Graf, in lebhafter Unterhaltung mit den nächsten Gästen, schier nichts

vernommen, bis zuerst Prior Philipp ihm einigen Aufschluß gab, der zwar nicht die unmittelbaren Aeußerungen der Streitenden im Zusammenhange, jedenfalls aber doch so viel hörte, daß er einen Zank wegen Vorranges, der dazumal häufig den Freudenort eines Festmahles zum Tummelplatze streitsüchtiger Zerwürfnisse umwandelte, vermuthen konnte.

Der Graf erfuhr nichts Genaues über dieß Ereigniß, und drückte sein Bedauern über das Entstehen eines Zwistes aus, der den Einklang des Festabendes zu trüben vermöchte; „Eintracht sollte vielmehr der Wahlspruch von uns Allen seyn," fügte er bei, „da die Meisten aus seiner Mitte in Bälde dem Kriegszuge gegen den Edlen von Armagnac für die Dame Jeanne von Boulogne sich anschließen werden. Jeder Streit bleibe also von uns ferne, damit dieser Verein ehrenwerther Ritter nicht zu einem rohen Feste von Wegelagerern herabsinke, wie allenfalls auf Schloß Lourde, wo sie wie hungerige Wölfe ihren raubsüchtigen Anführern umlauern, den Räuberfürsten, den verwegenen Jean de Bearn und dessen rechte Hand, Basil le Mangnant.

„Mir scheint Jean de Bearn,“ bemerkte der Unbekannte, „edlern Namen würdig zu seyn, als Ihr ihm spendet, Graf de Foix. Die Franzosen mindestens haben ihn nicht als einen raubsüchtigen Anführer kennen gelernt, zur Zeit seiner Vertheidung des Schlosses Lourde nach dem Hinscheiden seines Bruders, des Sire Pierre de Bearn.“

„Sire Pierre de Bearn hat an mir verrätherisch gehandelt,“ äußerte der Graf, durch den bloßen Laut jenes Namens schon gewaltig aufgeregt.

„Weder an dir, noch an einem Andern hat er verrätherisch gehandelt, Graf von Foix,“ entgegnete der Unbekannte, „vielmehr bewährte er sich durch die Vertheidigung des Schlosses Lourde als einen wackern Ritter, auf welchen Edward, Prinz von Wales, vertrauen durfte.“

„Hat England oder Wales dich erzeugt, daß du so kühn das Wort für ihn zu nehmen wagst?“ fragte der Graf.

„An meiner Heimath ist nichts gelegen,“ erwiederte der Unbekannte, „auch bin ich nicht zur Beantwortung von Fragen da; allein als das, was mir zu seyn gebührt, laß ich mich finden, — als Freund der Wahrheit. Deßwegen sag' ich dir's in

den Bart, Graf de Foix, daß du eine schändliche Lüge sprachest gegen einen wackern Ritter, dessen Andenken jeder tapfere Mann ehret.“

„Gott verhüte, daß ich mit dir streite, edler Ritter,“ versetzte der Graf mit erkünstelt fröhlicher Miene, „vielmehr, wenn dir dadurch ein Gefallen geschieht, will ich an die Ehrenhaftigkeit des Sire Pierre de Bearn glauben, und zu seinem Andenken einen Becher ausstechen, wenn du dich entschließen magst, Unbekannter, dein Visir zu öffnen, und mir Bescheid zu thun auf das Wohl eines andern eben so Ehrenwerthen.“

„Es gilt!“ entgegnete der Unbekannte, sich erhebend, „reicht mir den Becher!“

Die Neugier aller Anwesenden war nun auf's Höchste gespannt; alle Blicke wendeten sich nach dem Unbekannten, und nicht der leiseste Ton unterbrach die lautlose Grabesruhe im Saale, so daß nichts ungesehen oder ungehört bleiben konnte, was auf den Fremden sich beziehen mochte.

Dem Armstuhle des Grafen trat nun der Gewappnete näher, und stellte sich dicht vor ihn starren Auges. In der einen Hand hielt er den Becher, mit der andern öffnete er das Visir, mit einem

durchbohrenden Blicke auf den Grafen laut ausrufend: „De Foix, diesen Becher leere ich zum Gedächtnisse deines gemordeten Sohnes!“

Gleich einem Blitzstrahle wirkten diese Worte des Unbekannten auf den Grafen, der bei dem ersten Blicke in das schauderertegende Antlitz vor seinen Augen, ohnmächtig in seinen Stuhl sank; zwar wölbte sich ein fürstlicher Thronhimmel über dem Landesherrn, dennoch war er in diesem Augenblicke erbarmenswerther als der geringste seiner Diener.

Der Graf schien ein versteinertes Bild des Kummers und des Todes zu seyn, ohne Bewegung, bleich und marmorkalt. Die bisherige Grabesruhe im Saale verwandelte sich in ein Gerenn und Getümmel; eine allgemeine Bestürzung herrschte; die Aeußerungen des Staunens und Entsetzens wechselten auf allen Seiten; ängstlich bebten Einige vor dem Fremden zurück, Andere verschlossen sich ihre Augen mit den Händen, um den schmerzlichem Anblicke ihres gramgebeugten Vaters zu entgehen; seit nämlich sein Sohn ein Opfer des Todes wurde, hatte selbst der Vermessenste vom Hoflager des Grafen sich nie erkühnt, in Gegenwart desselben

auch nur den Namen des bedauernswerthen Sohnes über die Lippen kommen zu lassen.

Nach und nach erholte sich de Foix wieder, und starrte wild vor sich hin. Dann sprang er von seinem Stuhle auf, warf mit gefurchter Stirne und gräßlichen Zügen vernichtende Blicke durch den Saal, fuhr nach dem kurzen Schwerte an seiner Seite, und entblößte es halb, die bebenden, todesbleichen Lippen wehrten ihm lange den Versuch, auch nur ein einziges Wort zu stammeln. Mit den entsetzlichen Gefühlen kämpfend, die sein Herz umkrallten, ließ er nach einer Weile das Schwert wieder in die Scheide klirren, und sprach ganz verwirrt: „Nein, nein, das würde zu nichts führen! Weiche von mir, schrecklicher Spuk, weiche von mir! Doch halt! Verlangst du Rache? Ich stehe dir furchtlos. Dein Blut kann sich nicht an das meinige wagen. Der Knabe ist dahin, ich liebte ihn, liebte ihn unaussprechlich, er war mein Sohn, mein Gaston; er fiel durch Mord; wer wagt es aber, seinen Namen zu nennen vor meinen Ohren, und doch des Lebens sich zu freuen? Weiche von mir, schrecklicher Spuk! Dein Grab steht verlassen, indessen du umherirrend durch den

Moderduft deiner Gegenwart die Lebendigen mit Entsetzen durchschauderst."

Finstere Blicke schoß der Graf durch die Menge hin. Es war, als ob er den Fremden herausfinden wolle, mit dem sein verstörter Geist diese abgebrochenen Worte gesprochen; der Fremde aber war verschwunden.

„Wo ist er?" fragte de Foix, „gebt es nicht zu, daß er mir zum Fluche Gaston aus dem Grabe reiße!"

„Bringt ihn auf gute Weise fort," rieth Sire Espaign du Lyon, „führt ihn in sein Gemach. Seine Sinne sind verwirrt durch diese gräßliche Mahnung an seinen Sohn. Der Fremde scheint die allgemeine Besorgtheit um den Grafen benützt zu haben, um sich unbemerkt zu entfernen. Bringt ihn behutsam in sein Gemach; mit dem Leibe wird sich auch sein Geist wieder erholen. Laßt Niemand in sein Nähe, als Sire Eustace und den Schloßkaplan; entfernt Euch Alle mit mir schweigend aus dem Saale. Eine allgemeine gute Nacht! Dieses Festmahl hat wahrlich schrecklich geendet."

Noch immer vom Irrsinn befangen, wurde der Graf in sein Gemach getragen, wie es Sire Espaign

du Lyon angeordnet hatte. Im Schlosse zu Orthez verdrängten nun Grabesstille und finstere Ahnung, Staunen und Furcht, die Erinnerung an dieß so wundersam getrübte Festmahl in allen Gästen, welche höchlich bestürzt den Saal verließen, und sich in ihre Wohnungen verfügten.

4.

Nach der im vorigen Kapitel erzählten, unvermutheten Unterbrechung des Festmahles, welche alle Gäste verscheuchte, begab sich Sire Equitan in den Schloßgarten, der lautlos still in süßer Mondbeleuchtung vor seinen Augen lag. An dieser Stätte, so sehr geneigt, den Geist zu sammeln, konnte sich Sire Equitan neu belebt durch den kühlen Hauch der Nacht, der durch die Blätter lispelte, dem Nachsinnen über die wundersamen Ereignisse bei dem Festmahle, und über seine persönliche Gefahr überlassen; zwar gab er zu Orthez einen Namen an, der in den Ritterzeiten gar oft einen guten Klang hatte, den Namen Poursuivant d'Amour; dennoch mußte er für den Fall, daß der Graf seine wahre Herkunft erführe, wegen der feindlichen Stellung seines Hauses zu jenem des Grafen de Foix, Kerker

und Tod befürchten, und konnte darüber auch gar nicht im Zweifel seyn.

Beseelt von jenem kriegerischen Muthe, welcher die jungen Ritter anfeuerte, ohne Scheu vor irgend einer Gefahr, ihre Tapferkeit zu bewähren, insbesondere die Sehnsucht, die schon vom Rufe gefeierte Schönheit der Dame Jeanne von Boulogne bewundern zu können, war Sire Equitan nach dem Schloß Orthez gezogen, ohne diese Absicht seiner Familie oder seinen Untergebenen mitzutheilen, nur Agos von Guisfort weihte er ein, den er, im erprobten Vertrauen auf seinen Muth und seine Treue zum Gefährten bei diesem Abenteuer wählte. Agos war empfindlich und aufbrausend, ohne feinere Bildung, gewohnt, seine Meinung offen zu sagen, vertrauter mit dem Waffenspiele als dem Treiben eines Hofschranzen, aber von edler Abkunft, und in kurzer Zeit des Ritterschlages von hoher Hand gewärtig.

Schon vor seinem Zuge gegen Orthez entwarf sich Sire Equitan mit lebendiger Einbildungskraft ein Gemälde von der Dame Jeanne von Boulogne nach dem einzelnen, vom Rufe ihm geschilderten Zügen ihrer Reize. Daß er der Macht dieses Zaubers erliegen werde, war ihm klar, und seit seinem

Aufenthalte zu Orthez hatte die Gewalt seines jugendlich glühenden Herzens diese Wirkung beschleunigt. Am Schlusse des Turniers blieb ihm nun keine andere Wahl, als von Orthez zu scheiden, um sein Vorhaben auszuführen, auf einem Schlosse in der Nähe seine dort vielvermögende Verwendung zur Ausrüstung einer Hülfsschaar von Reisigen zur Vertheidigung der Ansprüche Jeannen's eintreten zu lassen.

Es fiel aber dem Sire Equitan ungemein schwer, sich von seinem angebeteten Wesen zu trennen; unter den obwaltenden Verhältnissen erschien jedoch sein Vorsatz, die holdselige Jeanne als Braut heimzuführen, doch nur als die hoffnungslose Ausgeburt jugendlicher Verliebtheit, welcher die täuschende Leidenschaft etwas Unmögliches als Wahrscheinliches vorgaukelt. Sire Equitan überdachte nun seinen Plan im Schloßgarten mit der gewöhnlichen Einseitigkeit solcher Menschen, welche so lange hin und her krübeln, bis es ihnen vermeintlich gelingt, die Sprache ihrer Gefühle und Leidenschaften für die klare Stimme der Vernunft halten zu können.

In Sire Equitan's Gemüth blieb aber dessen-

ungeachtet noch Raum genug für die ängstliche Neugier, wie es sich denn mit der Ermordung des Sohnes vom Grafen de Foix verhalte, deren Erwähnung eben so seltsam, als die Wirkung auf diesen entsetzlich gewesen war. Er gedachte jetzt des von Espaign du Lyon erhaltenen Versprechens, ihm gelegentlich jene beklagenswerthen Umstände mitzutheilen. Voll drängender Sehnsucht nach Aufschluß über eine so wichtige Sache, nahm Sire Equitan den Rückweg in das Schloß, um den alten Ritter Sire Espaign aufzusuchen, als diesen der Zufall ihm entgegenführte. Ihrer Begrüßung folgten wechselseitige Aeußerungen des Erstaunens über das Ereigniß bei dem Festmahle, und Sire Equitan ersuchte den Ritter, ihn nun in den Garten zu begleiten, und von der Geschichte, die er so gerne zu erfahren wünsche, in Kenntniß zu setzen.

„In jener Laube," sagte Sire Espaign, „wird Niemand unsere Unterredung stören. Die Nacht ist wunderschön, des Mondes Licht säumt jedes im Nachthauche zitternde Blatt mit Silber und die heilige Ruhe dieser Stunde entspricht so ganz dem Feierlichen meiner Geschichte. Gott, welcher die

Herzen der Menschen durchschaut, weiß auch die Gefühle zu würdigen, womit ich Euch den Aufschluß über das bejammernswerthe Hinscheiden eines allgemein geliebten Kindes ertheile.“

In der Laube angekommen, schien Sire Espaign eine Weile seine ganze Mannheit zu sammeln, und begann sofort die Geschichte, wie folgt:

„Schon in früher Jugend ward Graf de Foix der Gemahl der Schwester des Königs von Navarra, eine Dame, die durch alle Vorzüge des Geistes, der Schönheit und Tugend glänzte; leider trübte aber das unedle Benehmen des Königs den Himmel ihrer Ehe, und veranlaßte vor einigen Jahren eine Scheidung des gräflichen Ehepaares, deren eigentlichen Grund ich Euch erzählen will.

„Der Edle von Albreth befand sich im Verließe des Grafen de Foix, welcher ein Lösegeld von fünzigtausend Goldgulden verlangte, für deren Zahlung der König vou Navarra ihm mit seinem königlichen Worte bürgte; dem Grafen genügte diese Verpfändung, und der Edle von Albreth erhielt seine Freiheit, welcher auch dem Könige das Lösegeld übermachte; dieser unredliche Fürst sendete es aber dem Grafen nicht zu. Zerwürfnisse aller

Art waren die nächste Folge davon zwischen Beiden; die Gemahlin, welcher an der Ehre ihres Hauses, und an dem guten Einverständnisse zwischen ihrem Bruder und ihrem Gemahle Alles gelegen war, nahm es über sich, vom Könige von Navarra das Lösegeld persönlich zu erholen, und ohne dasselbe Bearn nie wieder zu betreten.

„Der Reisezweck der Gräfin scheiterte, und weil ihr der Muth zur Heimkehr nach Orthez gebrach, blieb sie bei ihrem Bruder. Dadurch wurde Graf de Foix in dem Wahne bestärkt, sie halte es mit seinem Feinde, und sprach seinen Haß gegen sie darob laut aus. Er that ihr jedoch Unrecht, da wirklich nur die Angst vor ihrem Gemahle, dessen grausame Behandlung Aller, die seinen Zorn reizen, ihr vor Augen schwebte, sie von der Heimkehr abhielt.“

„So düster hatten sich die Verhältnisse gestaltet. Der häusliche Unfriede, welche seine Eltern von einander schied, ging ihrem Sohne Gaston sehr zu Herzen, einem holden Knaben, in seinem Aeußern das Spiegelbild seines Vaters, in seinem Innern von sanftem, anmuthigen Wesen, wie seine Mutter, und er beschloß, eine Reise zu seiner Mut-

ter und zu seinem Oheime zu unternehmen, in der Hoffnung, eine Aussöhnung Beider mit seinem Vater, dem Grafen, vermitteln zu können. Als Gaston in Navarra ankam, wurden ihm alle Ehren erwiesen, und sein Oheim bewirthete ihn mit königlicher Pracht. Einige Zeit blieb Gaston bei seiner Mutter, und als die Trennungsstunde schlug, bat er sie inständig, mit ihm wieder nach Orthez zu ziehen; diese Bitte wollte aber die Gräfin ohne die bestimmte Einwilligung des Grafen nicht gewähren. Gaston schied also allein von seiner Mutter, und ging nach Pampeluna, um vor seiner Heimreise den Oheim noch zu begrüßen. Neue Festlichkeiten erwarteten ihn hier, und die auserlesensten Geschenke, unter welchen aber eines leider zunächst Gaston's Tod veranlaßte, wie Ihr sogleich vernehmen werdet.«

„Vor der Abreise des Knaben sprach sein Oheim, der König, noch einmal mit ihm in seinem geheimen Kabinette, übergab ihm ein Schächtelchen mit einem Pulver von der bösartigsten Wirkung und sprach: „„Mein holder Neffe Gaston, willst du meinen Rath befolgen? Den grundlosen Haß des Grafen de Foix gegen seine Gemahlin, — deine

Mutter und zugleich meine Schwester, — erkennst du selbst, und mit dem innigsten Mitleiden erblick' ich dich in dieser Lage. Sprich offen, Gaston, hast du deine Mutter lieb?««

„„O wie sehr lieb' ich sie!«« erwiederte der Knabe.

„„Würde dich wohl die Aussöhnung deines Vaters mit ihr freuen, Gaston?««

„„Das wäre meine größte Freude,«« antwortete Gaston, „„weil meine Mutter gar so sanft und gut ist.««

„„So gieb Acht auf meine Worte,«« mahnte der tückische König, „„und merke dir Alles recht wohl. Wenn du wieder nach Orthez kommst, und deinem Vater bei Tische die Speisen vorlegest, so streue auf das, was er essen will, ein wenig von diesem Pulver; allein, wohlgemerkt, Niemand darf etwas davon wissen, sonst könnte das Pulver seine heilkräftige Wirkung nicht äußern. Der Genuß von der also bestreuten Speise wird in dem Herzen deines Vaters, des Grafen, eine liebevolle Sehnsucht nach seiner Gemahlin erregen, und er wird sie durch einen Eilboten zur Heimkehr einladen; von da an werden sie ein Leben voll Eintracht

führen, wie du leicht begreifen kannst. Der Gebrauch dieses wundersamen Mittels ist dir gleichsam von der Pflicht deines Berufes geboten. Dabei mußt du aber sehr geheimnißvoll verfahren; der Erfinder dieses Pulvers besaß die Kunst, die Natur in ihrem geheimsten Wirken zu belauschen. Er war berühmt in der Deutung des Laufes der Gestirne, und zugleich Zauberer; handelst du klug, so wirst du deine Saat zu segenreichen Früchten reifen sehen.‟“

„Mit kindlicher Leichtgläubigkeit seinem Oheime, dem Könige, vertrauend, versteckte der Knabe vorsichtig das empfangene Schächtelchen, nahm Abschied, und machte sich auf den Heimweg nach Orthez, wo ihn der entzückte Vater mit namenloser Liebe umarmte. Nach alter Sitte im Palaste, bewohnten Gaston und sein Bruder, der Bastard Evan, ein gemeinschaftliches Schlafgemach. Beinahe gleich an Jahren, hatten sie auch gleiche Beschäftigungen. Da geschah es, daß einst ihre Kleider im Schlafgemache untereinander gewühlt wurden, und Evan das Gewand Gastons anzog, er fand darin das Pulver, und fragte mit dem ihm eigenthümlichen hämischen Neide seinen Bruder, was

es zu bedeuten habe. Gaston ließ sich aus Gründen, die unsern Lesern schon bekannt, auf keine Erläuterung ein, sondern verlangte bloß von Evan seine Schachtel zurück. Evan schleuderte sie hin, und Gaston versteckte sie wieder an seinem Leibe, indem er den ganzen Tag hindurch traurig und gedankenvoll blieb.“

„Die himmlische Vorsehung bewährte sich kurze Zeit darnach durch wundersame Rettung des Lebens unsers Herrn und Gebieters; die beiden Brüder wurden nämlich uneinig, und Gaston schlug auf seinen Bruder Evan, der ihn bei dem Grafen verklagte, und auf Gaston's Bestrafung drang.

„„Aus welchem Grunde?““ fragte der Graf, mit dem ihm angebornen Argwohne.

„„Je nun,““ antwortete Evan, „„seitdem er von Navarra zurückgekommen ist, verbirgt er immer unter seinem Gewande auf der Brust ein Schächtelchen mit einem Pulver, und als ich ihn nach dem Beweggrund fragte, tischte er mir ein haltloses Geschichtchen auf, von baldiger Heimkehr seiner Mutter, vom Wiedererwachen Eurer Sehnsucht nach ihr, und von Eurer glühenderen Liebe als jemals.““

„„Schweig!““ befahl der Graf, „„und sey vorsichtig, damit Niemand etwas von dieser Mittheilung erfahre. Vertraue es keinem Menschen, am Wenigsten Gaston!““

„Evan gelobte Gehorsam. Der Graf verschloß sich, bis die Zeit zur Tafel kam, an welche er sich mißgestimmt und sinnend setzte. Sein Liebling Gaston bediente ihn als Vorleger der Speisen, und kostete von jeder Schüssel. Nach dem Hinstellen der ersten faßte ihn der Graf rasch in's Auge, und da er aus dem Wamse des Knaben ein Schnürchen hervorragen sah, woran vielleicht das Schächtelchen hängen mochte, gebot ihm der erzürnte Graf: „Komm' zu mir, ich muß dir etwas sagen!“ Der Knabe gehorchte; der Graf öffnete ihm schnell den Brustschlitz, und durchschnitt mit dem Messer die Schnur, so daß ihm das Schächtelchen in der Hand blieb.“

„Durch diese Begegnung überrascht und geängstiget, brachte der arme, todtbleiche Knabe kein Wort hervor, und zitterte am ganzen Leibe. Der Vater glaubte in seinen verstörten Zügen das schuldbewußte Gewissen zu lesen. Behutsam öffnete der Graf die Schachtel, worin das unheilvolle Pulver

lag, bestreute mit diesem ein Stück Brod, und reichte es einem seiner Hunde, der es kaum verschluckt hatte, als ihm die Augen aus dem Kopfe quollen, und das Leben unter Zuckungen entwich. Der Zorn des Grafen loderte nun zu hellen Flammen auf; auffahrend vom Stuhle, wollte er sich auf seinen Sohn werfen, um mit dem Messer in seiner Hand das arme Kind zu durchbohren; die Gäste gaben sich jedoch alle Mühe, dieß zu verhindern. „„Bei Gott beschwören wir Euch, gnädigster Herr,““ riefen sie, „„übereilt Euch nicht, sucht erst die Spur der Sache zu ergründen, bevor Ihr die Hand an Euer eigenes Kind legt!““

„Die Wuth gestattete dem Grafen nicht, den ersten Ausbruch derselben in wohlgewählte französische Worte zu kleiden, er bediente sich der angebornen, der gasconischen, und schrie: „Gaston, gottvergessenes Kind, wie kannst du an mir zum Verräther werden, wie kannst du mich ermorden wollen, da ich doch dir zu Liebe das Schwert zog, um dir einst ein mächtiges Land zu hinterlassen, da ich dir zu Liebe den Fluch von Königen und Völkern auf mich geladen habe! Du bist ein ausgeartetes Wesen, unwürdig des Lebens; von der

Hand deines Vaters soll dir dein Recht werden, die mit diesem Stoße dich in den Tod sendet!““

Zum zweiten Male wollte der Graf über den Knaben her, doch die Ritter und Knappen waren wieder seine Retter, indem sie baten: „„Schonung, Herr, Schonung! Gaston ist Euer einziger Sohn. Behaltet ihn bis zum Erfolge der Untersuchung in Eurem Verließe!“

„„Wohlan,““ erwiederte der zornsprühende Graf, „„fort mit ihm in den Kerker! Ihr haftet dafür, daß er unter strenge Obhut gestellt, und meinen weitern Beschlüssen nicht entzogen werde.““

„Das blasse zitternde Kind wurde nun vom Vater weg in den Kerker geführt. Bevor Gaston aus dem Saale trat, schaute er mit weinenden Augen auf de Foix, und seufzte: „„O mein huldreichster Herr und Vater, nicht das mir drohende Geschick entpreßt mir Thränen, sondern nur mein unaussprechlicher Gram über den Verlust der Liebe meines Vaters.““ Gaston kam sofort in das Verließ, um dort sein weiteres Urtheil zu erwarten. Auf des Grafen Befehl umschloß Kerkernacht gar bald viele des Mitwissens verdächtige Diener und Gefährten seines Sohnes; fünfzehn Personen muß-

ten in dieser Angelegenheit Folterqualen und Tod leiden.“

„Dieses furchtbare Ereigniß ergriff den Grafen auf's Tiefste. Trostlos und unstätt trieb es ihn umher; er ließ alle Priester und Edlen von Foix und Bearn zu einer Versammlung nach Orthez laden, wo er ihnen das Verbrechen seines Sohnes, nämlich seine Absicht, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, eröffnete. Die Meinung der Geladenen lautete: „„Gebieter, wir stimmen nicht für den Tod Eures Sohnes, da er Euer aus rechtmäßiger Ehe erzeugtes Kind, und dieser Länder einziger Erbe ist!““ Die für Gaston günstige Stimmung des Gerichtes brachte de Foix zur Besonnenheit, und er sah ein, daß der Sohn durch die Verließdauer einiger Monate bestraft genug seyn würde; dann könnte er ihn, bis die Zeit einen Schleier über den Vorfall gebreitet, in ferne Länder reisen lassen. Er erklärte sohin die Sitzung für geschlossen; allein die Theilnehmer der Versammlung weigerten sich, das Schloß anders, als gegen die ausdrückliche Zusage des Grafen, Gaston's Leben zu schonen, zu räumen; eine so große und allgemeine Liebe genoß der Knabe.“

„Der Graf gab zwar dieß Versprechen, doch es blieb ohne Wirkung. Nach dem Befehle des Vaters wurde Gaston in einen Kerker gestoßen, den nur kärgliches Licht erhellte. In Trübsinn versunken, verweilte Gaston dort viele Tage lang. Er vermied es, die ihm täglich gebrachten Speisen zu berühren, und stellte sie weg, ohne sich darum zu bekümmern. Nach seinem Tode, heißt es, habe man alle ihm aufgetischten Speisen unberührt gefunden, wodurch es unerklärlich schien, wie er sein Leben so lange fristen konnte, ohne Speise und Trank zu genießen.“

„Gaston's viele Freunde hätten ihn gerne in seinem Kerker besucht; doch auf des Grafen ausdrücklichen Befehl durfte Niemand zu ihm, damit weder die Zeit ihm verkürzt, noch das Gemüth aufgemuntert würde; gebrochenen Herzens und des Lebens müde, überließ sich der Knabe der Verzweiflung, und legte das Gewand nie ab, das er am ersten Tage seiner Haft getragen hatte. Immer tiefer schlug die Schwermuth ihre finstern Krallen in seine Seele; nach erneuerter Betheurung seiner Unschuld, entsagte er jeder Hoffnung, seinen Vater zu erweichen. Oft vergoß er die heißesten

Thränen, beklagte es, daß er je geboren wurde, und nun eines so schmerzlichen Todes sterben müße.

„An seinem Todestage reichte man ihm die übliche Speise; man rieth ihm, zu essen; dieß machte keinen Eindruck auf ihn; er äusserte nur: „„Stellt's hin!““ Der Wärter durchspähte genauer den furchtbaren Kerker, und traf die Speisen seit mehreren Tagen gerade noch so, wie er sie gebracht hatte. Er wiederholte nun seine Ermahnung wohlwollend, doch der Knabe neigte sein Haupt, ohne eine Sylbe zu sprechen. Nach Verschließung der Kerkerthüre eilte der Wärter zum Grafen, und sprach: „„Gnädigster Herr, seht Euch um Gottes willen um Euren Sohn um, der in seinem Kerker den Hungertod gewählt hat. Seit mehrern Tagen hat er nichts gegessen, den alle Schüsseln hab' ich noch unberührt gefunden.““

„Unwillig über diese Nachricht, und ohne nähern Aufschluß zu verlangen, verließ der Graf das Gemach, und eilte in den Kerker seines Sohnes. O armer Gaston! Guter Knabe! In einer unheilvollen Stunde kam dein Vater zu dir; aus Zufall nämlich trug dieser ein kleines Schabmesser zu Fingernägeln in der Hand, als er in leidenschaftlicher

Aufwallung auf den Sohn zurannte, und ihm eine Ader am Halse durchschnitt, wahrscheinlich nur zufällig und nicht mit Vorsatz, wobei er zugleich voll Wuth schrie: „„Gaston! Verräther! Warum willst du keine Speise zu dir nehmen?““ Sofort kehrte de Foix aus dem Gefängnisse in sein Gemach zurück, sprach außerdem keine Sylbe mehr, und verweilte nicht einmal so lange, um eine Antwort des Knaben zu hören.

„Geängstigt durch den überraschenden Drohruf seines Vaters, und durch langes Nichtessen entkräftet, fiel der Knabe gleich nach erhaltener Wunde auf sein Lager. Die Klinge hatte eine Pulsader geöffnet. Gaston fühlte den Schmerz der Wunde, und der Hand eingedenk, die sie ihm geschlagen, seufzte er nur noch: „„O mein Vater!““ neigte sein Haupt, und hauchte seine Seele aus.

Bald darauf meldete der Wärter dem Grafen den Tod seines Sohnes. „„Todt?““ fragte der Graf, „„todt!““ antwortete der Wärter, „„ein blutiges Opfer Eurer eignen Hand.““ Dieser Nachricht mißtrauend, befahl der Graf einem seiner Ritter, im Kerker Gaston's nachzusehen. Es bedurfte keiner mündlichen Bestätigung des zurückgekehrten

Ritters, da schon seine kummervollen Züge dem Grafen verkündeten, daß das Schrecklichste geschehen sey. Nun flog er hinunter in das Verließ, stürzte hin neben die Leiche des gemordeten Kindes, faßte die Hand, aus welcher des Lebens Wärme noch nicht gänzlich gewichen war, und ergoß sich in jammervolle Klagen der Reue. „„O Gaston, mein Sohn,““ seufzte er, „„welch ein Unheil brach über uns herein! Und todt bist du, mein Gaston, todt? Nein, noch fühle ich Wärme in deiner Hand, und kindliches Lächeln schwebt auf deinen Lippen; doch ach, diese sind erblaßt, und wie Blei sinkt deine Hand hin. O, welch ein schlimmes Gestirn leuchtete dir auf dem Wege zu deiner Mutter nach. Navarra! Der Friede wird nicht mehr zurückkehren in mein Herz, bis es gebrochen neben dir im Grabe liegt! O Gaston, mit meinem Herzblute würde ich dein Leben zurückkaufen, wenn es möglich wäre! O Gaston, mein Sohn, mein Sohn!““

„Starr ruhten nun des Grafen Augen auf der Leiche seines Sohnes, die er alle Augenblicke umarmte, und nach allen Seiten kehrte, als dünke es ihn unglaublich, daß des Lebens letzter Funke schon erloschen sey. Endlich brachte man den unglückli-

chen Vater von der Mordstätte weg in sein eigenes Gemach, wo er sich durch einen Diener das Haupt kahl scheeren ließ; in tiefer Trauer erschien er mit seinem ganzen Hoflager, um so auch durch die äussere Tracht den finstern Schmerz seines Innern zu verkünden.

„Des Knaben Leiche wurde auf einer Bahre, beweint und bejammert, in die Kirche der Augustinermönche zu Orthez gebracht, und dort in die Gruft gesenkt. Von diesem Tage an erhielt lange Zeit Niemand mehr bei dem Grafen Gehör, und dieser verfiel in jene auffallende Gemüthsstimmung, die man seit seinem öffentlichen Wiedererscheinen an ihm bemerkte. Von da an bis zur Stunde darf sich Niemand mehr bei Todesstrafe erkühnen, in seiner Gegenwart weder den Namen der Gräfin noch seines unglücklichen Sohnes auszusprechen, noch überhaupt des ganzen Vorfalles bei Hofe zu erwähnen. Stets am Vorabende des St. Nikolaustages steigt der Graf, um strenge Buße zu üben, zum Särglein seines Sohnes hinunter, für den alle Herzen im Schlosse in Liebe und Trauer schlagen, wenn gleich alle Lippen seinen Namen verschweigen müssen.“

Mit dem Gefühle des innigsten Mitleids hatte

Sire Equitan die Trauerkunde von dem Tode des jungen Gaston de Foix vernommen, und wie er auch diese Gräuelthat des Grafen beurtheilen mochte, so verschwieg er doch klüglich seine Meinung dem Sire Espaign du Lyon, dessen unbedingte Ergebenheit für seinen Gebieter er kannte. Doch drängte sich dem Sire Equitan die Frage über sein eigenes Geschick auf, das ihm Graf de Foix bereiten würde, im Falle er den wahren Stand des Poursuivant d'Amour erführe, da er einer solchen Grausamkeit gegen seinen eigenen Sohn, und zwar auf den Grund eines bloßen Verdachtes, fähig seyn konnte.

Solche Vorstellungen beschäftigten seine Seele, und der alte ehrenwerthe Sire Espaign fühlte sich durch die Mittheilung der traurigen Geschichte so angegriffen, daß er zur Fortsetzung der Unterredung nicht mehr gestimmt war. Darum begaben sich beide Ritter in das Schloß des Grafen zurück, ohne ein Wort zu sprechen, in ernstes Nachsinnen versenkt.

5.

Graf de Foix verließ sein Lager am Morgen, der dem Festmahle folgte, mit gedankendurchstürm=

tem Gemüthe. Der Zustand seiner Seele war unverkennbar ausgeprägt in den starren Augen, in den bleichen Zügen, und in dem verstörten Aeussern, zweifellose Zeichen einer ruhearmen Nacht. Seine Mittheilungen waren rasch und abgebrochen, und wenn er nicht sprach, verfiel er in eine solche Geistesabwesenheit, daß es schien, als wisse er nichts von Allen, die ihn umgaben. Achtungsvoll ehrte Jeder sein ernstes Schweigen. Dem tiefern Forscher konnte es nicht entgehen, daß die Seele des Grafen in diesen Momenten mit einer schmerzlichen Qual zu kämpfen habe, welche nur der laut gesprochene Name seines Sohnes zu erzeugen vermochte. Wie erschütternd auch immer die erste Wirkung eines Grammes seyn mag, dessen Veranlassung auf dieser Erde unwandelbar bleibt, so ändert er doch nie seine Eigenthümlichkeit; er wühlet sich in das Mark des Lebens hinein, und stellt in der Regel äußerlich ruhige Schwermuth zur Schau; aber er quält nicht mit hetzender Seelenfolter, die unerschöpflich in ihren Formen ist, weil, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht, die Einbildungskraft mit ihren zahllosen Schreckbildern sie aufstachelt.

Nach allen Anzeichen befand sich der Graf in

diesem Zustande. Eine Weile maß er mit langsamen Schritten das Gemach, machte dann das Fenster auf, stützte sich auf beide Arme, und starrte hinaus in die Gegend. Sire Espaign näherte sich ihm, und fragte in den herkömmlichen Formen, und ohne alle Betonung irgend einer besondern Veranlassung, nach dem Wohlseyn des Gebieters, welcher, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne die Fernschau aufzugeben, durch eine Neigung des Hauptes dankte. Da Sire Espaign wünschte, ihn zum Sprechen zu bringen, suchte er seine Aufmerksamkeit auf Außendinge unter dem Fenster zu lenken, an welchem jetzt Beide lagen; er erkannte jedoch aus des Grafen einsylbigen „Wo?“ „Was?“ die Thätigkeit seiner Sinne nach Innen, und dessen völlige Abgezogenheit von aller Umgebung.

Sire Espaign trat nun zur Tafel, auf welcher Früchte und Weine zum Morgenimbiß des Grafen standen. Der alte wackere Ritter goß einen Becher voll, und reichte ihn dem Grafen, der ihn faßte, rasch trank, sich dann auf einen Stuhl setzte, und eben so starr in den Becher in seiner Hand schaute, wie früher durch das Fenster in die Ferne, indessen seine andere Hand mit dem Blatte einer Frucht

tändelte, das er unwillkührlich von der Tafel genommen. Zuletzt sprang er auf, und gebot Allen, mit Ausnahme des Sire Espaign, das Gemach zu verlassen.

Bald war dieß leer, und der Graf allein mit seinem alten Lehnsmann. Sichtbar war der Graf um Worte verlegen, ein Gespräch anzuknüpfen; befangen schlug er die Augen nieder, um dem Anblicke des ehrlichen Ritters auszuweichen.

Eine Zeit lang schien er all seinen Muth mühsam zusammen zu raffen, dann sprach er in feierlichem Tone: „Ich wäre Euch zu Dank verbunden, Sire Espaign, wenn Ihr in meinem Namen meinem Kaplane auftragen möchtet, eine Messe zu lesen in der Minoritenkirche für die Seelenruhe des Pierre de Bearn.“

„Mit Vergnügen, Herr Graf,“ erwiederte der Ritter.

„Und nun gehabt Euch wohl, Sire Espaign,“ fügte der Graf düster bei, „da ich nach Einsamkeit mich sehne.“

Sein Barett fassend schickte Sire Espaign sich an, den Willen des Grafen zu vollziehen, indem er sich gegen die Thüre wendete; allein als er noch

einen Blick auf das leidende Antlitz des Grafen warf, war er, von Mitleid durchdrungen, nicht im Stande von ihm zu scheiden. Sire Espaign war seinem Gebieter aufrichtig zugethan, der ungeachtet seiner stürmischen Leidenschaften, und mitunter grausamen Handlungen, dennoch gegen seine Untergebenen, so lange sie glücklicherweise die Erregung seines Zornes vermeiden konnten, sich so hochherzig und edelsinnig benahm, daß ihm Jedermann wohlwollte. Schon lag Sire Espaign's Hand auf dem Drücker an der Thüre, doch immer noch konnte er sich nicht entschließen zu gehen; er fragte: „Wann ist es mir vergönnt, wieder vor dem Antlitze meines gnädigen Herrn zu erscheinen?“

„Wahrscheinlich nie wieder!“ erwiederte der Graf in abgebrochenem, aber so gramvollem Tone, daß der alte Ritter, hiedurch tief erschüttert, seines dem Grafen untergeordneten Verhältnisses nicht mehr eingedenk war, sondern nur dem innern Drange der Freundschaft folgte. Hingerissen von diesem Gefühle vergaß er völlig auf die Kluft des Ranges zwischen ihnen, schritt auf den Grafen zu, und sprach herzinnig: „Brecht mir nicht das Herz durch solche Worte, mein gnädigster Herr. Unter

solchen Umständen kann ich nicht von Euch scheiden. Von Kindheit an war ich Euer Gefährte, der Genoß Eurer Freuden, und all mein Habe verdank' ich Eurer Güte. Wie könnte ich euch jetzt, in der Stunde Eurer Drangsal, den Rücken wenden? Ich beschwöre Euch, vertraut mir Euer Leiden, wer weiß, ob ich es nicht durch Trost zu lindern vermag!"

„Nein," entgegnete der Graf, „es liegt mir nichts auf dem Herzen."

„Als Knabe," fuhr der Ritter fort, „habt Ihr mich stets zum Vertrauten Eurer Bedrängnisse gemacht, und ich schenkte Euren Beschwerden alle Aufmerksamkeit. Zwar jetzt seyd Ihr ein Mann, und vielleicht verleitet mein Alter mich zu dem thörichten Wahne, es sey noch Alles, wie einst," — bei diesen Worten entquollen Thränen den Augen des Alten, — „aber doch bitte ich Euch inständig, Euch mir mitzutheilen; solltet Ihr dieß nicht wollen, so erlaubt mir mindestens, Euch Gesellschaft zu leisten; ja, dieß thu' ich auch, mögt Ihr deßwegen mir zürnen, wie es Euch nur immer beliebt."

Wo das Herz seine Theilnahme ausspricht, da findet es bei dem leidenden Herzen Anklang, und einen festern Glauben, als alle üblichen Betheuerun-

gen der ehrerbietigsten Ergebenheit, womit man den Fürsten heuchelt. Der hochfahrende Sinn des Grafen hätte ihm nie gestattet, das Mitleid selbst des mächtigsten gekrönten Hauptes auf Erden zu ertragen, aber die Herzinnigkeit seines alten Dieners brach seinen Stolz. Graf de Foix streifte allen Schein von sich, und zeigte seine menschliche Natur. Im Gefühle seines Kummers faßte er weichgestimmt die Hand des Sire Espaign du Lyon, und preßte sie unter Thränen an sein Herz.

„O mein gnädigster Herr," sagte Sire Espaign, „ich kann den Anblick Eurer Leiden nicht ertragen. Gebietet über mich, ich beschwöre Euch, wenn ich Euch auf irgend eine Weise dienen, trösten, oder Euren Kummer mildern kann!"

„Nein," erwiederte der Graf, „mir zu helfen, liegt nicht in deiner Macht; nimm aber meinen Dank hin, edler Sire Espaign, für deine Liebe zu mir, die mit der tröstenden Ueberzeugung mich erfüllt, daß doch Ein Herz auf der Welt noch schlägt, das nicht verfluchend meiner gedenket."

„Nur Ein Herz, das für Euch schlägt?" fragte Sire Espaign, „o, Ihr findet ihrer genug, ja Tausende in Foix und Bearn, die täglich für ihren Lan-

desherrn mit der Liebe von Kindern für ihren Vater beten!“

Ungläubig machte der Graf eine Bewegung mit dem Kopfe. „Ich bin des Vaternamens nicht würdig,“ sagte er.

Alsogleich merkte Sire Espaign du Lyon, daß das Wort „Vater“ die Erinnerung des Grafen an seinen Sohn wieder aufgeregt habe, und sagte, um nur den Mißklang dieser Seite zu entfernen: „O mein gnädigster Herr, gedenkt nicht mehr dessen, was geschehen ist, ich bitte Euch! Fehlende Menschen sind wir ja Alle, und es wäre besser, die Barmherzigkeit Gottes für die Zukunft anzuflehen, als über die Vergangenheit nachzugrübeln, die sich nicht mehr ändern läßt.“

„Du bist in der Lage, so handeln zu können,“ versetzte der Graf, „denn du kannst auf ein fleckenloses Leben zurückschauen, und keine Reue über irgend eine böse That verbittert den Abend deiner Tage; klar und rein wird deine Sonne untersinken, den hellstrahlenden Morgen in der Ewigkeit dir verkündend, indessen meine Sonne unter düsterm Gewölke verlöschen wird.“

„Reißt Euch los von so finstern Vorstellun-

gen, ich bitte Euch," erwiederte der Ritter, „ich bin kein Priester, um Euch mit den Worten der heiligen Schrift zu trösten, die uns Allen jenseits die Segnungen der himmlischen Barmherzigkeit verheißt; wofür hätte denn sonst der heilige Sohn der heiligen Mutter den Kreuzestod gelitten? Und wer, nach der aufrichtigen Erforschung seines Herzens, könnte die Behauptung rechtfertigen, daß der Erlöser nicht auch zu seiner Rettung am Kreuze gestorben sey?"

Dieß mußte der Graf zugestehen; dennoch schien er seine innere Selbstqual fortzusetzen. Er ließ abgebrochene Worte vernehmen, sah den Ritter an, erhob sich, trat an's Fenster, und dann wieder zu seinem Stuhle.

„Mein hoher Gebieter," fuhr Sire Espaign fort, dem sein verstörtes Wesen auffiel, „ich bin ein alter Mann, der sich viel umgesehen hat auf der Welt, und mit manchen irdischen Sorgen vertraut wurde; allein klar ist es mir durch Erfahrung geworden, daß auch das tiefste Leiden durch Mittheilung erträglicher wird. Kummer bleibt immer ein Uebel, doch verschlossener Kummer wühlt im Marke des Lebens, und zerstört gleich einem fortwuchern-

den Geschwüre so weit es reicht. Ferne sey es von mir, durch diese Worte Euch Euer Vertrauen ablocken zu wollen; mir ist es nur darum zu thun, Euch Linderung Eures Grames und Erleichterung jener Last zu verschaffen, die allzuschwer auf Euch drücket.“

„Es ist nicht meine Sache, Sire Espaign,“ entgegnete de Foix, „die Hälfte des Kummers, der mich drückt, auf fremde Schultern zu legen, und gerade auf die Eurigen am wenigsten; Eure alten Tage mag ich nicht durch Sorgen verbittern, vielmehr wünsche ich Euch ein freudiges Daseyn zu bereiten. Und doch scheint diese Stunde so einladend zu wechselseitigem Vertrauen, eine meiner seltensten Stunden seit vielen Jahren, und noch gedenk' ich der verschollenen Zeit, wo Ihr auf Euren Knieen mich geschaukelt habt.“

„Gnädigster Herr,“ erwiederte der wackere Alte, „Ihr schwebt mir auch jetzt noch immer vor Augen, wie Ihr als Knabe gewesen, und nehmet Ihr mein Alter als eine genügende Entschuldigung meiner Freimüthigkeit an, so sey's darum, weil Erfahrung und Liebe zu Euch mir meine Worte eingeben.“

„Sire Espaign,“ fragte der Graf, „ist Euch

das Benehmen des Fremden in der verflossenen Nacht nicht auffallend gewesen?“

„Allerdings, hoher Herr!“

„Ist Euch nicht bekannt,“ fragte der Graf, „auf welche Art er aus dem Schlosse kam?“

„Nein,“ erwiederte der Ritter, „ich habe mich zwar bei den Thorwarten genau erkundiget, doch Keiner von ihnen konnte mir sagen, daß er ihn fortgehen sah.“

„Ein wundersamer Fall,“ bemerkte der Graf, „über den ein dichter Schleier des Geheimnisses gebreitet ist.“

„Sehr wahr,“ versetzte Sire Espaign, „und der Fremde benahm sich auf eine Art, die mich im Innersten schmerzte; als er aus dem Ehrenbecher trank, lag in seinen Zügen die ganze Verruchtheit eines Teufels!“

„Ha!“ schrie de Foix mit scheuem Blicke, und fügte mit bebender Stimme bei — „nur der Teufel konnte es seyn, ein sterbliches Wesen war es nicht!“

„Kein sterbliches Wesen?“ fragte Sire Espaign.

„Kein sterbliches Wesen!“ wiederholte der Graf, „als er nämlich das Visir aufrauschend mir plötzlich sein bisher verborgenes Antlitz zeigte, schaute

ich — könnt Ihr mein Entsetzen fassen? — die Züge des Sire de Bearn.“

„Nicht möglich!“ rief Sire Espaign, „ich möchte dieß für unmöglich halten; sah ich doch Sire Pierre de Bearn nach seinem Tode mit meinen eigenen Augen, angethan mit seinem eigenen Harnische, in welchen meine Diener ihn gehüllt, war Zeuge, wie er in die Kirche gebracht wurde, und dort sein ritterliches Begräbniß fand. Vermuthlich hat Eure durch das räthselhafte Benehmen des Fremden aufgeregte Einbildung, Euch das Antlitz des Sire Pierre de Bearn vorgegaukelt, während die Züge des Fremden vielleicht nur eine zufällige entfernte Aehnlichkeit mit dem Begrabenen hatten.“

„Nein,“ entgegnete der Graf, „kein Gaukelspiel täuschte mich; ich war weder von Sinnen, noch von Furcht bethört, wohl aber verwegen. Uebermüthig trank ich zum Gedächtnisse des Sire Pierre de Bearn, und betheure Euch jetzt mit ruhiger Wahrheit und unbewegtem Gemüthe, daß ich in der vorigen Nacht den Todten vor meinen Augen erblickte.“

„Unmöglich!“ äußerte der Ritter.

„Dennoch ist es wahr,“ wiederholte der Graf,

„so wahr jener ewige Gott lebt, vor dessen Richterstuhle ich bald werde erscheinen müssen, nach der Drohung des Geistes.“

„Was Ihr schautet, war also nichts vom Weibe Geborenes,“ versetzte Sire Espaign, „und fortan will ich alle Spucksagen glauben, die ich aus dem Munde der Ammen vernommen, zu einer Zeit, da ich noch nicht daran zu zweifeln wagte. Ist dieser Vorfall eine Wahrheit, dann ist das Reich der Möglichkeit ohne Grenzen.“

„Wahrheit ist's,“ erwiederte de Foix, „und nun kennt Ihr die Ursache meines zaghaften Benehmens. Seyd versichert, Sire Espaign, daß ich nicht leicht einzuschüchtern bin, oder durch nichtiges Traumwerk mich beunruhigen lasse. Kühn stell' ich mich Jedem, der da lebt, gegenüber; wenn aber die Gräber mir Gäste senden, dann erbeben die Grundfesten meiner Seele, und der unstäte Geist des schwer gekränkten Sire Pierre de Bearn dürfte mir wohl die gewaltigste Furcht einflößen unter allen Wesen, die ihre Behausungen auf Erde, im Himmel und in der Hölle haben!“

„Fast allen Glauben überragt dieß Geheimniß,“ äußerte der Ritter, „und um die Nacht desselben zu

erhellen, reichen alle meine Bemühungen nicht hin; mich tröstet nur die Hoffnung, daß der Herr der Lebendigen und der Todten diese finstern Anzeichen gnädig zum Guten wenden werde.“

„Noch andere Widrigkeiten stürmen zugleich auf mich ein,“ fuhr der Graf fort, „mit Eustacen bin ich sehr unzufrieden; ich befahl ihm, diesen Morgen zu mir zu kommen, und möchte zuvor mit dem Pater Prior sprechen. Und nun lebt wohl, Sire Espaign, und sagt Niemanden auch nur eine Sylbe von unserer Unterredung, ich bitte Euch.“

Mit dem Versprechen der Erfüllung dieses Wunsches entfernte sich der Ritter. Nach kurzer Pause erschien Philipp von Avignon im Gemache. Mit allem Anstande grüßte der Prior den Grafen, in dessen Zügen er auf den ersten Blick den Zustand seines Innern las, denn Philipp bewährte sich stets als „vollendeter Menschenkenner,“ als ein Mann, der „die Herzen in ihren geheimsten Falten zu erforschen wußte.“ Er kannte jene Klasse von Menschen recht wohl, die zwar vor Menschen keine Furcht fühlen, und die Stimme der Vernunft nicht hören wollen, wenn diese nicht mit ihren Leidenschaften gemeinsame Sache macht, aber vor den

Mahnungen ihres Gewissens zittern, und sich leicht zur Reue erweichen lassen, wenn die Schreckbilder des Aberglaubens sie in die Enge treiben. Von solchem Charakter war ihm auch der Graf bekannt. Das Ereigniß bei dem Festmahle war dem Prior nicht entgangen, und der Mönch hatte die abgerissenen Ausrufungen des Grafen, welche die Ueberraschung ihm entpreßte, eben so wohl vernommen, als zur gelegentlichen persönlichen Benutzung in seinem Gedächtnisse bewahrt.«

In das Gemach tretend, sprach er zum Grafen: »Mein Sohn, — was ich jetzt sage, gilt nicht dem Gebieter dieser Länder, sondern meinem Sohne in Christo, — ich komme, um Euch über den mir wohlbekannten Kummer zu trösten, den Euch die Vorfälle in vergangener Nacht veranlaßt haben. Sollten einige Erinnerungen Euch mit Reue erfüllen, so seyd meines Mitleids versichert, und gerne möchte ich Eure Seele durch geistlichen Zuspruch ermuthigen.«

Mit stolzem Blicke maß der Graf den Prior. Das aufrichtige Mitgefühl des Sire Espaign du Lyon hatte sein Herz zu Thränen gerührt; aber Zornesgluth überflog seine Wangen, als der kalte

Priester von Mitleid sprach. „Die Vorfälle in vergangener Nacht,“ sagte er, „rechtfertigen keineswegs den Nichtvollzug meiner Befehle. Auch Ihr, Herr Pater, seyd nicht befugt, einer gewissen Sache in meiner Gegenwart Erwähnung zu thun. Was ich mit Euch zu sprechen habe, betrifft nur Eustacen; ich bin sehr unzufrieden mit ihm.“

„In der That, sein Undank fällt mir schwer,“ erwiederte Prior Philipp, indem er sich überrascht stellte, „er hat in jeder Beziehung Verbindlichkeiten gegen Euch, und ich kann Euch nicht verhehlen, daß ich so Manches an Eustacen bemerkte, was mir seine Treue verdächtiget.“

„Habt Ihr so etwas bemerkt?“ fragte de Foix, „frei heraus mit der Sprache, was kommt Euch an ihm verdächtig vor?“

„Ich entschließe mich ungern, darüber zu sprechen, mein gnädigster Gebieter,“ erwiederte der Prior, „und weit lieber wäre mir's, wenn Euch Euer eigener Scharfblick, als mein verhütender Rath, die Gefahr wiese, die Euch drohet, da Ihr einem Jünglinge, von dessen Geburt und Verhältnissen Ihr auch nicht das Mindeste wisset, Euer Vertrauen schenket. Eustace ist ein von mächtigen

Leidenschaften durchstürmter Jüngling. Im Falle er das Werkzeug einer höhern Leitung seyn sollte, so möchten wohl das Vertrauen, womit Ihr ihn stets beehrtet, seine genaue Kenntniß von allen Euren Verhältnissen, und sein Beruf, Eure erlauchte Person immer zu umgeben, zu seinem Untergange zusammenwirken, und, wie mich dünkt, dürfte Eustace in bedeutsame und versteckte Zusammenhänge verwickelt seyn, über die er sich gewiß nicht freimüthig zu erklären wagen möchte.“

Diese Andeutungen erfüllten den Grafen mit Unruhe und neuem Argwohne. Der Prior hörte nicht auf, die angefachte Gluth im Grafen durch düstere Vermuthungen zu schüren, und stellte die Wahrscheinlichkeit hin, daß der überall thätige, zudringliche Franziskaner, einer von den geheimnißvollen Verbündeten des Jünglings seyn müsse. Auch den Vorfall am Calvarienberge brachte er wieder zur Sprache, wo Eustace den Chronikschreiber Johannes, der eben in geheimen Aufträgen des Priors heimkehrte, für den Franziskaner hielt, und ihn ansprach. Der Graf fühlte sich durch die Erwähnung jenes Ereignisses lebhaft ergriffen, und gedachte zugleich der damaligen Weigerung Eustacen's, das

Gespräch zwischen ihm und dem Franziskaner zu wiederholen. Er erinnerte sich nicht minder an eine merkwürdige Zwiesprache zwischen ihm und jenem Franziskaner, als ihm dieser einst am Nicolaustage, in zufälliger Begegnung, über den Tod des Sire Pierre de Bearn, nach den Befugnissen seines Ordens, bittere Vorwürfe gemacht hatte.

Davon sagte de Foix freilich nichts zum Prior, allein es machte doch eine gewaltige Wirkung auf ihn, als Philipp auf irgend eine geheime Verbindung zwischen Eustacen und dem Franziskaner anspielte, welcher, was der Leser noch wissen wird, bei dem Grafen Aufnahme im Schlosse gefunden hatte. Die Erinnerung des Grafen de Foix an jene entsetzliche Unterredung, erfüllte ihn augenblicklich mit Angst, Haß und Argwohn. Sodann machte er den Prior auf das seltsame Verfahren Eustacen's aufmerksam, der keinen Aufschluß über seine Unterredung mit dem Fremden gab. Aus allen Aeusserungen des Grafen, und aus allen bisherigen Vorfällen, schöpfte der Prior die Ueberzeugung, daß de Foix den Fremden für ein überirdisches Geschöpf halte; diese Meinung wollte er nun zum Untergange des Jünglings benützen, indem er des

Grafen Verdacht gegen Eustace immer mehr anschürte.

„In wie ferne er mit dem Fremden bekannt sey,“ sagte der Prior, „darüber kann ich nichts angeben; allein es giebt Menschen, welche schon in den Jugendjahren ihre Seelen der Hölle und der ewigen Verdammniß verpfänden, um sich die Mittel zu verschaffen, allen Genüssen des Lebens, allen Schwelgereien hinreißender Leidenschaften sich überlassen zu können, oder auch um hochgesteckte Ziele der Ehrsucht zu erreichen; Menschen, welche verfluchte und teuflische Künste anwenden, mittelst deren sie mit den Geistern des Abgrundes verkehren, an die kein Sterblicher, so er nicht durch Brief und Siegel dem Teufel gehört, ohne Leib und Leben zu verlieren, sich mit einer Frage wagen darf.“

Schauder durchrieselte den Grafen, der völlig von Sinnen schien; de Foix, so geht die Sage, soll selbst mit sogenannten Zauberern und Teufelsbeschwörern zu seiner Zeit Umgang gepflogen, und die Künste der Zauberei nach allen ihren finstern und furchtbaren Verzweigungen aufgefaßt und geübt haben. Natürlich mußte der Graf sich schon bei dem bloßen Verdachte entsetzen, daß Jemand,

zunächst um seine Person, dieselben Kenntnisse besitze; denn ein Sünder fürchtet in einem Andern gerade jene Sünden am meisten, die er selbst mit schrankenlosem Ungestüm begeht.

Dem Prior entging die Wirkung seiner Aeusserungen auf den Grafen nicht, und er fuhr fort: „Wenn zwei gewisse Materien nach den Vorschriften der schwarzen Kunst mit gottloser Gewandtheit vereiniget werden, so lassen sich durch sie die Begierden junger Mädchen in solchem Grade aufstacheln, daß sie die angeborne Ehrsamkeit ihres Geschlechtes verläugnen, und zu so gemeinen Lüsten heruntersinken, daß sie unaufhaltsam solchen Gegenständen nachrennen, deren Begegnung sie vielmehr vermeiden sollten. Damit will ich keineswegs Eustacen eines so verruchten Treibens anklagen, doch die zunehmende Liebe, mit welcher die anmuthige Isabelle mit thörichten Augen den Jüngling ermuntert, erregt bange Ahnungen in mir.“

„Um Gott!“ rief der Graf, „gedeihen so scheußliche Künste selbst in einem so zarten Busen? Wohl erkenn' ich nun, daß Verräther mich überall umgeben, und daß ich in diesem Eustace eine Schlange

großnährte, deren Stachel mir Verderben bringt. Bewährt es sich, dann sey der Tod sein Loos!«

„Ich verbürge die Wahrheit nicht,« spann der Pfaff seine Tücke fort, „doch fühlt man ja die Meinung übernatürlicher Einflüsse sich aufgedrungen, wenn Jungfrauen die Pflichten ihres Standes, und jene angeborne Schüchternheit außer Acht setzen, welche die Bewahrerinnen ihrer Ehre vor verwegener Zudringlichkeit seyn sollten.«

„Ganz recht, ganz recht,« sagte der Graf, „es ist mehr, als woran mein Verdacht sich wagte; für eine so tiefe Erniedrigung hatte ich gar keine Vorstellung.«

„Ueber unsern Eustace möchte ich übrigens nicht so rasch den Stab brechen,« versetzte Philipp mit heuchlerischer Güte, „oder behaupten, daß er eines so verruchten Treibens fähig sey. Wie gesagt, es giebt wohl solches Zeug, und findet sich in der Regel bei Menschen, die nicht auf geheuern Pfaden wandeln; doch nicht darauf allein beschränkt sich das Gefährliche Eustacens. Jedermann kennt die Verbindung zwischen Eurem Todfeinde, dem Edlen von Armagnac und den Mannen zu Lourde, die reich bezahlt werden für ihre Dienste, und deren

Anführer auf der Burg Armagnac häufig schwelgerischen Gelagen so vertraulich beiwohnen, als hätten sie einen brüderlichen Bund zu Diebstahl und Raub geschlossen. Nach allen Richtungen hin streifen ihre Kundschafter, und in ganz Foix und Bearn soll keine Stadt und keine Burg seyn, wo nicht die Laurer aus Lourde ihr Wesen treiben, die alles heim melden lassen, was sie zu ihrem Nutzen ausbeuten können. Mißkennt ja nicht die Nothwendigkeit der Vorsicht, gnädigster Herr, die Euch deßwegen geboten ist, und insbesondere schenkt Niemanden, dessen Benehmen nicht sonnenklar vor Euern Augen liegt, Euer Vertrauen!«

„Schon gut," sagte der Graf, „schon gut! Ich hoffe diesen Eustace zu ergründen, und sterben muß er, wenn mein Verdacht sich auch nur halb bestätiget.«

„Sehr zweckmäßig dürfte es seyn," fügte der Prior bei, „und Euch das Erfahren der Wahrheit wesentlich erleichtern, wenn Ihr bei der Nachforschung die Quelle dieser Nachricht verschwieget, damit man glaube, Ihr habet aus Eurem eigenen Wissen geschöpfet, was auch ohne fremde Beihülfe früher oder später ohnehin geschehen wäre."

„Niemand braucht eine Hülfe zu leisten,“ entgegnete de Foix, „und Eustace soll keinen Mitwirkenden im Hintergrunde vermuthen. Geht, und tragt ihm auf, daß er zu mir komme.“

Eben sprach Sire Espaign du Lyon mit Eustace, als diesem befohlen wurde, vor dem Grafen zu erscheinen. Eingedenk der verstörten Gemüthsstimmung des Grafen, und des Unmuthes, womit er den Namen Eustacen's ausgesprochen, begleitete der alte ehrenwerthe Ritter den angenommenen Günstling mit beklemmenden Gefühlen. Ohne Grund zu irgend einer Besorgniß, mit männlicher Bescheidenheit erschien Eustace vor dem Grafen im Gemache. Auf eine strenge Untersuchung war er übrigens gefaßt, auch erkannte er die Unmöglichkeit, wahre Antworten zu geben, ohne zum Verräther an einem Geheimnisse zu werden, das er heilig achten mußte. Eine Menge sich durchkreuzender Fragen stellte der Graf an ihn über seine Gespräche mit dem Franziskaner und dem Fremden, und aus welcher Absicht er zu jenem am Calvarienberge gekommen sey. Eustace konnte durchaus nicht lügen; da er aber eben so wenig die Wahrheit bekennen durf-

te, so suchte er durch widersprechende, dunkle und verlegene Antworten auszuweichen.

Der Prior sprach nicht oft; allein so wie er den Mund öffnete, richtete er eine Frage an Eustacen, wodurch er diesem einen für den Grafen verständlicheren Aufschluß scheinbar erleichtern wollte, im Grunde aber, weil der Jüngling die Frage unmöglich beantworten konnte, sein verstocktes räthselhaftes Schweigen nur um so einleuchtender machte.

„Du mußt in der That ein schuldbewußtes Gewissen haben, Eustace,“ sagte de Foix, „weil du nicht einmal die einfachste Frage einfach zu beantworten vermagst; von welcher Natur mögen nun erst deine Verhältnisse zu geheimnißvollen Wesen seyn, da du auch nicht so viel Muth hast, um offen zu gestehen, was du mit ihnen gesprochen hast!“

Eustace blieb stumm.

„Hoher Gebieter,“ nahm Sire Espaign du Lyon das Wort, „Ihr werdet mir die Bemerkung nicht verargen, daß gerade Eustacen's Schweigen seine Vertheidigung übernimmt; denn so viel wird dadurch klar, daß er die schwere Anklage eines unheimlichen Verkehres dem Rettungsmittel einer Un=

wahrheit vorzieht, die ihn einer Sache, welche ohnehin keinen Grund hat, überheben könnte.“

„Eine treffliche Ansicht, Sire Espaign,“ äußerte der Prior, „nur Schade, daß tückische Menschen dieses Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen, schon abgenützt und somit die schweigende Unschuld dem kränkenden Argwohne verstockten Läugnens preisgegeben haben.“

„Jetzt, Eustace,“ fuhr der Graf fort, „mach' dich gefaßt, klar und entschieden eine Frage zu beantworten, welche im Schooße meiner eigenen Familie veranlaßt wurde. Wie stehst du mit meiner Nichte? Fühlst du Neigung für sie? Hast du dich so weit vergessen, deine Liebe zu Isabellen von Greilly durch verruchte Künste zu unterstützen?“

Von einer solchen Frage hatte Eustace gar keine Ahnung gehabt. Er sah schon das Verderben über sich hereinbrechen; hoffnungsleer war sein Herz, und die Hände ringend schaute er verzweiflungsvoll zum Himmel empor, ausrufend: „Frei von jedem Verbrechen ist meine Seele, aber mein eigenes Leben mir nicht so lieb, wie Isabelle!“

„Ha, vermessener Jüngling,“ zürnte der Graf, „eines solchen Geständnisses erkühnst du dich mir

gegenüber, ohne daß Scham deine Wangen röthet? Hast du sie nicht durch Liebestränke bethört, verruchter Verbrecher, hast du ihre Gegenliebe nicht durch höllische Künste erzwungen?“

„Nein,“ rief Eustace unter einem Strome von Thränen, „gegen diese Anklage rufe ich Gott zum Zeugen meiner Unschuld an.“

„Das Bekennen deiner verwegenen Liebe ist schon hinreichend,“ rief der Graf, „in's Verließ mit dir! Der Tod sey dein Loos! Dem Nachrichter übergeb' ich dich, Andern zum warnenden Beispiele, und Isabelle soll der wohlverschuldeten Strafe ihres Frevels nicht entgehen.“

Eustace stürzte zu den Füßen des Grafen und flehte: „O hört mich an, mein hoher Herr, hört mich an! Meine Liebe zu Eurer Nichte kann ich nicht läugnen. Ich habe mit Isabellen die Kinderjahre verlebt, sie schier unwillkührlich geliebt, und zu meinem eigenen Verderben; allein nie strebte ich durch entehrende Mittel nach ihrer Gunst. In Eurer Gewalt liegt mein Leben; doch eh' ich es verliere, bitte ich Euch, von Isabellen die beste Meinung zu haben; sie ist so rein und unschuldig, wie damals, da sie noch am Busen ihrer Mutter lag.

Ich spreche nicht zu meinem Vortheile, mein Leben steht zu Eurer Verfügung; Ihr enthebt mich dadurch nur um so früher des Daseyns auf einer Welt, die mir keinen Trost mehr zu bieten vermag, nur für Isabellen fleh' ich zu Euch um Schonung.“

„Meine von dir erduldeten Kränkungen werden wahrlich durch das Opfer deines nichtigen Lebens nicht aufgewogen,“ entgegnete der Graf, „doch dein Tod soll Andere zum abschreckenden Beispiele dienen.“

Eustace erhob sich, schaute mit ruhigen Augen auf den Grafen, und sprach mit entschlossenem Tone: „Gehabt Euch wohl demnach, mein hoher Herr! Ich bin zu sterben bereit; drückt mich wohl auch manche Sünde, die dem allwissenden Vater da oben nicht entgeht, so bin ich doch rein von jenen Sünden, die Eure Beschuldigung mir aufbürdet; mit Unrecht verhängt Ihr den Tod über mich. Mit Bedauern gedenk ich Eurer selbst; denn früher oder später wird mein schuldlos vergossenes Blut gegen Euch aufschreien, den Schlummer von Eurem Lager treiben, und Euch mit vergeblicher Reue quälen; aber — aber —“ Thränen erstickten hier des Jünglings Worte, — „ich kann wenigstens den

Trost der Verzeihung meines Todes nicht vorenthalten; möge Gott auch mir vergeben, wie ich Euch vergebe!«

Wieder stürzte der dem Tode geweihte Jüngling zu des Grafen Füßen, und bat: „O mein hoher Herr, laßt uns nicht im Grolle scheiden! Ihr habt Vaterstelle an mir vertreten; einst erfreute ich mich Eurer Liebe, und wenn, im Winter Eures Lebens, Silber die Locken säumen wird, mit denen ich, als Euer geliebtes Kind auf Euren Knieen sitzend, oft kosete, o dann möchte Euch vielleicht die Sehnsucht ergreifen, daß unsere jetzige Trennung im Frieden geschehen wäre! Zum zweiten Male — lebet wohl! Gott verzeihe Euch meinen frühen Tod, und sein Segen möge immer auf Euch ruhen! Lebt wohl!«

Der Graf antwortete nicht, und befahl auch dem Jünglinge nicht, sich zu entfernen. Ein menschliches Gefühl war in seiner Brust erwacht, und rasch glitt seine Hand über die Augen. Dieses Zeichen innerer Rührung gewahrend, wollte Sire Espaign du Lyon die Gunst zum Heile des Jünglings wenden. Zu des Grafen Füßen sinkend, flehte er herzinnig: „O, Schonung, laßt ihn nicht dem

Tode verfallen! Ladet nicht diese Blutschuld auf Eure Seele!“

Der Graf brach noch immer sein Schweigen nicht. Der Ritter fuhr fort: „Mein hoher Herr, ich habe es noch nie gewagt, Euch um einen Beweis Eurer Huld zu bitten, zwar bin ich jetzt ein alter Mann, und vermag nichts mehr zu leisten; aber seht, mit zitternden Händen bitte ich Euch inständig, schenkt diesem unglücklichen Jünglinge das Leben! O laßt ihn nicht sterben im Lenze seines Daseyns, und läge eine Schuld auf ihm, so möge er nicht mit seinen Sünden vom Leben scheiden! Schenkt ihm das Leben, damit er es der Reue und Eurem Dienste weihe! Die Gerechtigkeit ist erhabener Natur, und obgleich ihr Walten vom Himmel ausgeht, so ist es doch die Barmherzigkeit Gottes, die wir vor Allem an ihm lieben. O so beglücket diesen Jüngling mit Eurer Barmherzigkeit! Seyd barmherzig, wie unser Vater im Himmel Barmherzigkeit übet! O kommt! Ihr seyd erweicht! Eustace, Eustace, umklammere des Grafen Hals, wie in den Tagen deiner Kindheit, und er wird das Kind an seinem Herzen nicht zertreten!“

„Dein ist der Sieg,“ wendete der Graf sich

zu Sire Espaign, „ich schenke Eustacen das Leben, doch verzeih' ich ihm nur unter Bedingungen. In Zeit von drei Tagen muß er meinen Hof, Foix und Bearn verlassen. Die ganze Welt steht ihm offen, und er versteht das Waffenhandwerk. Bewährt er sich mit der Zeit durch sein Verhalten als einen wackern Ritter, so dürfte der Tag des Wiedersehens ihm eine schönere Zukunft verbürgen. Bis dahin fahre wohl, Eustace! Halte dich an die Reisefrist nach meinem Befehle, und vermeide jede Unterredung mit Isabellen vor deiner Reise, bei Strafe meines Zornes! Sire Espaign ist dein Retter; der mindeste Fehler, den du begingest, würde ihn so weit von dir entfernen, daß seine Verwendung für dich nicht mehr bis zu meinen Ohren dränge."

Sire Eustace schritt über die Schwelle des Gemaches, begleitet von Sire Espaign du Lyon, der die schleunigste Abreise des Jünglings wünschte, damit nicht irgend ein neues unheilvolles Ereigniß das Gemüth des Grafen umstimmen, kein Sturm seine Leidenschaften aufstacheln, und dem Urtheile der Verbannung eine blutige Wendung geben möge. Der Prior hielt es für klüger, aus ganz andern

Gründen bei dem Grafen zu bleiben; wegen des Grafen Rührung, die er so eben selbst gesehen, besorgte er einen noch leichteren Ausgang des Vorfalles, wohl gar Eustacen's Verweilen im Schlosse, wodurch die Hoffnung des Sire Evan auf die Erbfolge in den Hintergrund wäre gedrängt worden. Es schien ihm also viel zweckförderlicher, dem Grafen nicht von der Seite zu weichen, und alle seine weitern Regungen der Milde schon im Keime zu ersticken.

6.

Die Damen Jeanne und Isabelle befanden sich während der im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse, ohne eine Sylbe zu wissen von dem traurigen Loose ihres in Ungnade gefallenen Führbruders, welchen Namen sie dem Ritter Eustace häufig gaben, in ihrem Gemache im westlichen Thurme, mit der Nadel beschäftiget, und unterhielten sich mit wechselseitiger Vertraulichkeit von ihrer Herzen zärtlichen Liebesangelegenheiten. Jeanne wiederholte Isabellen wie unausstehlich ihr Sire Evan de Foix sey, und wie sehr sie Sire Equitan liebe. Welch' gute Dienste die bereitwillige aber unvorsichtige Isabelle, ihrer

Freundin zu leisten bemüht war, ist dem Leser schon bekannt; er mag wohl auch noch einiger räthselhafter Worte eingedenk seyn, welche Isabelle an Sire Equitan richtete, und Eustace gehört hatte. Es war dabei allerdings nur die Rede von der Liebe, welche Equitan für die Dame Jeanne fühlte, und deren geheimsten Fäden Isabelle als Freundin des Liebespaares kannte; was aber Enstace von jenen Worten auffaßte, genügte leider nur, den Saamen des Argwohns gegen die Redlichkeit seiner angebeteten Isabelle in sein Herz zu streuen, nicht aber zum vollen Aufschlusse über das scheinbare Geheimniß, und Isabelle vermied es, durch die geringste Andeutung Eustacen das Vertrauen zu verrathen, welches Sire Equitan und Dame Jeanne ihr schenkten.

Inmitten ihrer Arbeit im westlichen Thurme, sahen die Damen vom gothischen Fenster aus, an welchem sie saßen, den Pater Philipp mit seinem Helfershelfer, Bruder Johannes dem Chronikschreiber, über den Burghof schlendern, beide, dem Anscheine nach, in ein wichtiges Gespräch verwickelt. Mit gespannten Zügen schien Philipp eine Meldung zu vernehmen, welche Bruder Johannes mit dem

lebhaften Ausdrucke der Aufregung machte. „Nicht früher konnte ich es Euch mittheilen,“ fügte er bei, „denn da ich es selbst erst am Turniermorgen erfuhr, bemühte ich bisher mich fruchtlos, Euch zu einer ungestörten Zwiesprache zu bringen, indem Ihr stets so dringend mit dem Grafen beschäftiget waret.“

„Hätt' ich es doch früher erfahren,“ erwiederte der Prior, „übrigens kommt es auch jetzt noch gelegen, so viel ich weiß, hält er sich fortwährend zu Orthez auf, und ich will mich sogleich zum Grafen verfügen.“

Der Prior und Johannes zogen fürbaß, und die Damen verstanden nichts mehr von ihrer fernera Unterredung.

„Hörtet Ihr's, Dame Jeanne?“ fragte Isabelle, „habt Ihr die Worte des Priors vernommen? Ich wollte mein Leben daran setzen, er sinnt wieder über irgend einen Schelmstreich nach, ich habe die Bemerkung gemacht, daß nach jeder Unterredung, die er mit dem Bruder Johannes hält, irgend einen armen Teufel, den der Prior nicht leiden kann, ein Unheil heimsucht. Ich hätte wahrhaftig große Lust, im Hofraume ihnen den Weg

zu vertreten, und geläng es mir auch nicht, hinter ihre Schliche zu kommen, ihnen doch den Faden derselben abzureißen. Die nächste beste Frage an den Prior, die er mir beantworten muß, ob es ihm nun angenehm sey oder nicht, genügt zu diesem Plane.«

„Ihr seyd ein stürmisches Mädchen, Isabelle,“ bemerkte Jeanne lächelnd, „ich für meine Person finde den Charakter des Priors so hochfahrend und von so kalter Abgeschlossenheit, daß sein Anblick stets geeigneter war, mich aus seiner Umgebung zu verscheuchen, als in seine Nähe zu ziehen. Uebrigens scheint er ein grundgelehrter Mann, und seine Worte haben ein großes Gewicht, sobald es ihm beliebt, sie auf Belehrung zu berechnen. Ei seht doch, dort wandelt ja Eustace durch den Garten, und wetteifert an grämlicher Miene mit dem Pater Prior, wie es scheint. Er ist allein; langsam geht er dahin, das Haupt gebeugt, alle äußern Geberden eines gramvollen Gemüthes zur Schau stellend. Welches Leiden mag ihn wohl drücken? Er wäre mir schon ein angenehmerer Gesellschafter als der Prior.“

„Ich will ihn gleich herbeiholen,“ entgegnete

Isabelle, „und ihm Euren Wunsch eröffnen, in diesem Gemache mit ihm zu sprechen.“

„O thut dieß nicht, thut's nicht,“ bat Jeanne, „liebe Isabelle, seyd doch nicht so unvorsichtig, denn bei all' meiner schwesterlichen Liebe zu Eustacen, für den Ihr eine noch zärtlichere fühlet, abgesehen von dem Kummer, den Ihr ihm so oft durch Eure Unüberlegtheit und Euren vermeintlichen Spott verursacht, geziemt uns Mädchen doch ein weit behutsameres Benehmen, um nicht dem lauernden Blicke der Bosheit eine Blöße zur Verdächtigung unserer reinsten Handlungen zu geben.“

„Dieß Alles hindert mich nicht, dennoch zu ihm zu gehen, und ihn wo möglich zur Stelle zu schaffen,“ erwiederte Isabelle, „überdieß hoffe ich, die alte Gräfin de la Corasse werde mir dabei in den Wurf kommen, und sofort eine erwünschte Veranlassung finden, mich durch eine Predigt ihrer Mißstimmung zu ergötzen, deren Verdauung mich mindestens diese und die nächste Woche hindurch beschäftigen wird.“ Am Schlusse dieser Worte setzte Isabelle unbekümmert ihr Häubchen auf, stieg über die Treppe des westlichen Thurmes hinunter, und ging in den Schloßgarten, um dort den Ritter

Eustace zu suchen. Bald nach ihrer Entfernung ließ Jeanne von Boulogne ihre Arbeit liegen, faßte die an ihrer Seite lehnende Harfe, und begleitete mit dem Klange der Saiten das nachstehende provençalische Liedchen, welches sie mit süßer Stimme nach der wehmüthigen Weise einer altgasconischen Romanze sang:

„Obgleich mein Aug' ist trüb und matt,
Das Antlitz kummervoll,
Und ob der Tod auch allzufrüh
In's kühle Grab mich führen soll;

So lächeln doch durch Thränen dir
Die Lippen liebend zu,
Und schlägt mein Herz in Liebe heiß,
Und fühlet nimmer Ruh.

Wo Schönheit sich mit Jugend paart,
Dort suchet Glück der Wahn;
Im Herzen nur thront wahre Lust,
Auf treuer Liebe Bahn.

Wenn gähnt das Grab, und in der Brust
Sich Todesbangen regt,
Da zeigt sich erst der Liebe Macht,
Womit sie Leiden trägt.

O Abendstern, tauch leuchtend auf,
Erlisch, mein Lebenslicht!
Dort tagt die ew'ge Sonne mir,
Wenn hier mein Auge bricht!"

Am Ende des Liedchens seufzte Jeanne tief aus dem Herzen: „Ach, wem wird das geliebte Herz angehören, an das ich am Abende meines Lebens, wenn die Spätsonne meiner Tage untertaucht, mein Haupt mit zärtlicher Liebe, und mit der Ueberzeugung der Gegenliebe schmiegen kann!"

„Hoffentlich wird dieß Herz mir angehören, schöne Jeanne, „erwiederte Jemand, der sich von der Harfenspielerin unbemerkt durch leises Aufschließen der Thüre in das Gemach geschlichen hatte. Jene Antwort schreckte Jeannen aus ihren süßen Träumen auf, und erblassend erkannte sie Sire Evan, dessen Augen mit dem Ausdrucke bewundernder Sehnsucht auf ihr ruhten.

Jeanne stand auf und entzog ihm rasch die Hand, die er verwegen geküßt, und bemerkte ihm sofort mit würdevollem Tone: „Laßt das, Sire Evan, und entfernt Euch augenblicklich aus diesem Gemache! Es ist nicht Sitte bei mir, ein so unziemliches Eindringen zu dulden."

„Jeanne von Boulogne,“ erwiederte Sire Evan, „du bist die vom Vater mir bestimmte Braut. Wozu also dieses Sprödethun? Ich liebe dich mit seinem Willen, was bewegt dich sohin zu diesem Widerstande?“

„Der Willen des Grafen de Foix ist nicht, daß Ihr meine Ehre kränket,“ antwortete Jeanne mit festem Muthe, „und ist Euer zudringliches Benehmen keine Kränkung meiner Ehre? Noch ein Mal, entfernt Euch!“

Zornglut gekränkten Dünkels, der neben den Gefühlen der Liebe in seinem Herzen wucherte, röthete Sire Evan's Wangen; doch der Anblick der schönen Jeanne, die hoch und schlank in den zarten Formen eines Kunstgebildes altgriechischen Meißels vor ihm stand, brach seinen Stolz, und verwandelte ihn in Bewunderung; mit weicher Stimme bat er: „Stoßt ein so treues Herz nicht von Euch, Jeanne von Boulogne, ein Blick der Huld von Euch wird mich zu ewiger Dankbarkeit verbinden.“

„Sire Evan,“ erwiederte Jeanne, „auf Eure Dankbarkeit kann ich nie zählen, da ich nicht wüßte, auf welche Weise ich ein solches Gefühl in Euch zu erregen vermöchte.“

„Schenkt mir dessenungeachtet Gehör, Dame Jeanne,“ entgegnete Sire Evan, „Ihr mißkennt den Mann, gegen den Ihr so geringschätzend verfahret; für Liebe schlägt mein Herz; doch alle Gefühle desselben gleichen einem Waldstrome, der niederbrausend alle Hemmnisse in die Tiefe reißt. Bis zur Stunde war mein Charakter eine mächtige Eiche von trotziger, unnachgiebiger Kraft; Euch allein ist es gelungen, mein Gemüth mit Gedanken, Gefühlen und Hoffnungen zu beseelen, die nach Außen streben. Vertrauend möchte ich Euch jeden Gedanken, jede Regung meines Herzens bekennen, wie meinem allwissenden Gott. Ihr könnt mich ganz nach Eurem Wunsche bilden, und werdet einen bereitwilligen Schüler in mir finden, der Euch so gerne gehorcht, wie das Kind seiner Mutter. Ein Wort von Euch erweicht alles Harte und Wilde meines Wesens zum sanften Einklange. Euch zu Liebe verwandle ich mein ganzes Seyn. O Jeanne von Boulogne, zieht Eure Hand nicht von mir ab, werft mich nicht in die Krallen meiner bösen Leidenschaften, und laßt meine Liebe nicht durch Haß verdrängen!“

„Entsagt der vergeblichen Mühe, in mich zu

dringen, Sire Evan," versetzte Jeanne, „wohl ist es mir bekannt, daß der Graf über meine Person zu verfügen vermag, doch mein Herz ist mein Eigenthum und pflegt keinem Befehle zu gehorchen; übrigens scheinen mir Betheurungen, die durch das Schreckbild des Hasses Liebe erzwingen wollen, keiner Beachtung würdig."

„Ihr irret Euch in meiner Denkweise," entgegnete Sire Evan, „wenn Ihr die Quelle meiner Verehrung für Euch im Willen meines Vaters sucht. Nein, bei Gott! für den Preis Eurer Huld würd' ich mich freudig in Armuth, Elend und Tod stürzen. Die ewige Nacht des eisigen Nordens vermöchte der leiseste Hoffnungsstrahl Eures einstigen Besitzes mir zum lebenskräftigen, wonnevollen Paradiese zu erhellen. Wenn aber alle meine Hoffnungen scheitern, wenn ich nur dem Hohne zum Ziele dienen, und ein Anderer des Kleinods sich erfreuen soll, das mein höchstes Gut wäre, wenn durch jahrelange Mühen erworbene Ansprüche und heilige Eide, die im Buche des Himmels eingetragen sind, mir keine andere Frucht, als die Ueberzeugung bringen, daß Ihr fremder Liebe mich aufaufopfert, dann wehe Euch!"

„Noch wogen die Fluthen meiner Liebe im geregelten Strombette fort, doch wird jedes Hinderniß sie zur schrecklichen Brandung aufstürmen; meine Gefühle werden ausarten, meine Gedanken Erzeugnisse des Wahnsinnes seyn. Eben so heftig, aber auf andere Weise, wird meine Liebe zu Euch in unerhörten Haß sich verwandeln. Du sollst dann so elend werden, wie ich; an deinen Qualen soll sich meine Rache laben; gleich einer Wehrmauer will ich zwischen dir und jedem dritten stehen. Nur ein Strahl des Wohlwollens aus deinen Augen, und sinkest du auch als Bettlerin in meine Arme, so bliebest du doch mein höchstes Gut auf Erden. Dein Haß hindert mich nicht, dir wegen deiner Besitzungen die Hand zu reichen, denn gegen meine Gewalt hast du keinen Widerstand. In deine Macht ist die Entscheidung über dein Schicksal gegeben; durch Verstellung besiegelst du dein Verderben.“

„Verstellung ist hier nicht nothwendig,“ erwiederte Dame Jeanne, „auch möchte ich dadurch mich nicht entwürdigen. Eure Drohungen schrecken mich nicht, und werden mich nie für Eure Wünsche gewinnen; auch vermag ein Liebesgefühl, das kein Fünkchen Edelsinnes beseelet, keinen Anklang in

mir zu finden. Mitleiden bewegt manchmal zur Liebe, doch Furcht kann sie nie erzeugen. Nur in einer hochherzigen, reinen Seele thront die Liebe; was Ihr aber für Liebe ausgeben wollet, verdient diesen Namen nicht, es ist nur ein Gemisch von Hochmuth und Eigendünkel, die mir, gleich mit Euch, verhaßt sind.

Zornesröthe ob dieser Worte flammte auf den Wangen des Sire Evan de Foix. Er furchte die Stirne und blickte mit dem vernichtenden Ausdrucke beleidigten Stolzes und empörter Stimmung auf Jeannen, die unerschütterlich auf ihrer Gesinnung beharrte, die sie so eben fest und furchtlos kund gegeben. Sie schloß die Thüre ihres Gemaches auf, und ersuchte wiederholt den Sire Evan mit Ruhe und hohem Anstande sie zu verlassen. Eine Weile wurde er durch ihr Benehmen verblüfft und unschlüssig. Grimmig stritten in seinem Innern Hochmuth und Leidenschaft; aber verblendet durch ihre Reize, und aufgestachelt durch ihren Hohn, brach er plötzlich in das grelle Lachen der Wuth aus und rief: „Hältst du mich denn für so thöricht, Spott, Verachtung und Abweisung von einer Dirne zu dulden? Nein, Jeanne von Boulogne,

mich schmerzt Hohn so tief wie dich, und wer bist denn du eigentlich? Ein anmuthiges junges Wesen, so ein Geschöpfchen, das dem Manne zum Ergötzen dient nach den Tagesmühen des Feldlagers, ein Spielwerk wie jedes andere, zum beliebigen Lächeln und Kosen, wenn das hübsche Dirnchen so einladend dareinschaut, wie jetzt du in der Rosengluth ohnmächtigen Unwillens. Wohlan, Jeanne, ich will deinen Hohn dadurch vergelten, daß ich dich zu meinem Vergnügen liebe; dein Sträuben ist vergebens, es reißt dich nicht aus meinen Armen. Bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Teufeln der Hölle schwöre ich's, und diesen Eid binde ein Kuß von deinen Lippen!«

Mit diesen Worten faßte Sire Evan die Jungfrau mit wilder Gier, um seine Drohung zu verwirklichen; auf ihr lautes Geschrei um Hülfe stürzte augenblicklich ein Mann in das Gemach, und schleuderte den Sire Evan so kräftig an die Wand, daß dieser beinahe den Boden gemessen hätte. Sire Evan fuhr auf, und als er Sire Equitan als seinen Gegner und Erlöser der Dame aus seiner gewaltthätigen Zudringlichkeit erkannte, riß er seinen Dolch aus der Scheide, und schickte sich an, den

hochgeschwungenen Stahl in das Herz seines Nebenbuhlers zu bohren.

Einem Standbilde glich Jeanne von Boulogne, vor Staunen und Entsetzen erstarrt; doch kaum gewahrte sie, zu welch' schrecklichem Zwecke sich Sire Evan auf seinen unbewaffneten Gegner stürzte, als sie in einer plötzlichen Eingebung ihres Herzens, zwischen Sire Equitan und Sire Evan sprang, dessen todtdrohenden Arm sie mit beiden Händen umklammerte; sie entrang ihm den Dolch und rief: „Heilige Jungfrau, wollt Ihr zum Mörder werden?“ Der Schrecken und die Erschöpfung ihrer Kräfte, um das Leben des Sire Equitan zu retten, wirkten wie lähmend auf sie, der Dolch entglitt ihrer Hand, ihre Sinne schwanden, und vor des Ritters Füßen brach sie zusammen.

Ohne auf seine persönliche Sicherheit zu denken, hob Sire Equitan das ohnmächtige Fräulein vom Boden auf, brachte sie vorsichtig auf ein Ruhebett in der Nähe des Fensters, und wendete sich an Sire Evan, welcher, bestürzt ob der Leichenfarbe Jeannen's, ohne auf Hülfe zu sinnen, die Bewußtlose anstarrte: „Von unserm Zwiste sey jetzt keine Rede, zu einer andern Zeit steh' ich Euch

nach Belieben zu Diensten, besorgt nur rettenden Beistand, ich beschwöre Euch!“

„Ich will jetzt Hülfe suchen,“ erwiederte Sire Evan, „wir finden uns schon an einem andern Orte, wo sich kein Weib zwischen uns Beide werfen wird.“ Mit diesen Worten eilte er aus dem Gemache, um sein Wort zu lösen; denn ungeachtet seiner bösen Eigenschaften, und seiner wüthenden Eifersucht gegen seinen Nebenbuhler, ward ihm doch Angst um das Leben der Jungfrau, als er die Züge des Todes in ihrem Antlitze erblickte. Nicht ihren Tod wünschte Sire Evan, und doch hätte er sich kein Gewissen daraus gemacht, sie über die Schwelle des Altars in das Elend zu führen, obwohl er sie mit unbegrenzter Leidenschaft liebte, wenn jemals Liebe in einer Seele, wie die seinige, einkehren konnte.

Kaum war er aus dem Gemache, als er einige kleine Flaschen auf einem Tische am obern Ende des Zimmers bemerkte. Bei näherer Prüfung fand er eine davon mit frischem Wasser gefüllt, und bestrich damit das Antlitz und die Hände der Jungfrau, wodurch sie wieder glücklich zum Bewußtseyn kam. Als sie die Augen aufschlug, be=

gegnete ihrem Blicke zuerst Sire Equitan, der, als sie ein wenig ihr Haupt bewegte, mit zärtlicher Sorge auf sie schaute. Aug' in Auge, umfloß ein sanftes Lächeln ihre Lippen. Ein rosiger Anflug hauchte über ihre Wangen hin, und die kalte Hand bebte, die in der Hand des Ritters lag.

„O meine angebetete Jeanne," seufzte Sire Equitan, „nie erkannte ich bis jetzt so sehr den Werth des Kleinods, das ich in Euch besitze, denn bis zur Stunde war die Furcht Eures Verlustes mir fremd. Ihr gehöret wieder dem Leben an. Möge der Himmel dieß für mich so kostbare Leben bis zur fernsten Zukunft in seinen heiligen Schutz nehmen. Ich bin die Veranlassung Eures Zustandes, denn mir zu Liebe habt Ihr Euch in die Gefahr begeben. O Jeanne, wie kann ich es Euch jemals vergelten? Von dieser Stunde an weihe ich Euch dieß Leben, denn Euch verdank' ich es, und ohne Euch müßte mir das Leben ja doch nur eine Qual seyn."

„Ach," erwiederte Dame Jeanne, „Ihr würdet klüger thun, an mich beklagenswerthes Mädchen gar nicht mehr zu denken! Meine Zukunft wird

durch fremden Willen entschieden, und, wie ich besorge, meinem Wunsche entgegen.“

„So will ich denn Euer Loos mit Euch tragen, Jeanne,“ entgegnete Sire Equitan, „nur Euer Befehl soll mich fortan von Euch trennen. Euer Geschick soll auch das meinige seyn, mög' es Leben oder Tod bieten.“

Der eben erlebte Auftritt hatte der Jungfrau sonst so kräftige Seele, und muthige Festigkeit so tief erschüttert, daß ihre Schwäche ihr eine Antwort versagte; die Herzinnigkeit der Betheurungen des Sire Equitan, machte dem Kampfe mit ihren Gefühlen durch zahllose Thränen ein Ende, die über ihre Wangen rollten. Sire Equitan's ganzes Herz lag in seinen Augen, die voll tiefer Rührung auf ihr ruhten; noch immer lehnte sie ihren Kopf auf seine Arme, und begütigend tröstete er sie: „O Jeanne, gieb die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf! Wir wollen Eines für das Andere leben, und dem Himmel die Gestaltung unseres Schicksales überlassen.“

Indem vernahm man das Herannahen von Personen, und über die Schwelle schritten Sire Evan und der Graf de Foix mit dem Prior Phi-

lipp, mit Sire Espaign du Lyon und dem Knappen Agos von Guisfort. Der Graf war der erste, — eben mit dem Prior in wichtiger Zwiesprache — welchem Sire Evan meldete, in welcher Lage Dame Jeanne sich befinde. Mit Unwillen hörte der Graf, daß inzwischen Sire Equitan um die Jungfrau besorgt sey, gestattete keinen Beistand durch eine Dienerin, sondern begab sich hastig selbst nach dem Gemache im westlichen Thurme. Sire Espaign schloß sich auf dem Wege ihnen an, und Agos von Guisfort mischte sich gleichfalls unter die Umgebung des Grafen, da er seines Gebieters zu harren pflegte, wenn derselbe mitunter heimlich die Damen Jeanne und Isabelle in ihrem Gemache besuchte, und nun bei dem Anblicke der bedenklichen Eile des Sire Evan und dessen Begleiter, für Sire Equitan irgend eine Gefahr besorgte.

Alle Gefühle des Grafen gingen in Zorn über, als er bei seinem Eintritte in das Gemach sah, daß Jeanne von Boulogne, die sich wieder besser befand, den Arm des Sire Equitan zur Stütze hatte. Rasch eilte er auf Jeannen zu, die am Fenstersitze lehnte, riß wild ihre Hand weg und

rief: „Wenn du Hülfe brauchst, Jeanne, so sollst du sie von mir erhalten, nicht von einem, der verrätherisch an mir gehandelt hat!“ und sich gegen Sire Equitan kehrend, setzte er in hochfahrendem, festen Tone bei: „denn Eurer, Ritter, harret ein anderes Loos, als Damen den Hof zu machen. Ihr habt die Rechte der Gastfreundschaft mit Füßen getreten, Treue und Glauben gemißbraucht, unter erborgtem Namen und vermummt in mein Schloß Euch eingeschlichen. Dieß ist ein Werk des Verrathes, denn als mein Todfeind stahlt Ihr Euch mit dem Vorhaben hier ein, unsere Absichten zu erlauern und zu vereiteln, wohl auch nach meinem Leben zu trachten. Darum erklär' ich Euch als meinen Gefangenen, Jean Graf von Montpensier, Sohn des verwegenen Herzogs von Berri, welcher zwar aus dem königlichen Geblüte Frankreichs stammt, in dessen Adern aber kein redlicher Tropfen desselben pulset, und an dem nichts fürstlich ist, als die äußere Erscheinung. Ihr habt eine schlechte That an mir vollbracht, und wie ein unsinniger Thor selbst die Schlinge um Euer Haupt geworfen. Als mein Gefangener werdet Ihr im Kerker dieses Schlosses des Augenblickes gewärtig seyn, wo man

Euch kecker und pflichtvergessener Verräther zur Todessühne Eures Verbrechens schleppen wird.“

„Ihr habt einen gültigeren Anspruch auf diesen Namen, de Foix,“ erwiederte der junge Graf mit furchtloser Kühnheit, „Ihr habt an meinem Vater, dem Herzoge, einen Verrath begangen. Ihr habt durch Eure verdammlichen und tückischen Umtriebe das Volk von Toulouse gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn aufgehetzt. Den Waffen Frankreichs, nicht der Aenderung Eurer Grundsätze, verdanken wir die Wiederkehr der öffentlichen Ruhe, Euch aber wird die verschuldete Strafe ereilen.“

„Das sind Lügen,“ entgegnete der Graf de Foix, „die Unterthanen Eures Vaters baten mich, sie von dem Joche seiner Tyrannei zu erlösen. Ich entbürdete sie von zu Grunde richtenden Abgaben, und Rache trieb Euren Vater zum zweiten Male an, durch blutige Spießgesellen mich zu tödten.“

„Der Herzog von Berri ist kein Meuchelmörder,“ bemerkte der Graf von Montpensier, „und ich kam nicht als Euer Feind hieher. Ich erschien an diesem Hofe, gleich vielen jungen französischen Rittern, um mein Glück in den Schranken zu prüfen, und die Schönheit der erhabenen Jeanne von

Boulogne anzustaunen, deren Angelegenheiten mein Leben und meine ganze Zukunft angehören. Und nun beherziget wohl, was ich sage, Graf de Foix, wie groß auch Eure Kühnheit seyn möge, Frankreich gegenüber wird sie dennoch sinken müssen. Oder glaubt Ihr, mein Tod würde spurlos vorübergehen? Euer Verderben wäre die Folge. Eure Rettung liegt aber in meiner Macht. Eure Furcht vor dem Herzoge, meinem Vater, ist mir bekannt, erwäget demnach die Bedingungen, die ich Euch anbiete.«

„Von dieser Furcht weiß ich nichts,“ erwiederte de Foix spöttisch, „auch glaub' ich, daß es Frankreichs jungem Könige Karl angenehmer wäre, seinen hochmüthigen Oheim von Berri gedemüthiget zu sehen, als daß es ihm einfiele, zur Sühne eines Sohnes desselben Krieg zu führen.«

Der Herzog von Berri sowohl, als jener von Burgund, hatten ihren Neffen, Karl den Sechsten, so lange er minderjährig war, so despotisch behandelt, daß der König dessen immer mit Entrüstung eingedenk blieb; daher lag auch in der Behauptung des Grafen de Foix, hinsichtlich der Ansicht Karls, eine unbestreitbare, Jedermann be-

kannte, zweifellose Wahrheit, die der Graf von Montpensier, welchen Namen Sire Equitan, als ihm gebührend, nun zu führen hat, nicht in Abrede stellen konnte, sohin durch folgende Worte auswich: „Dessenungeachtet ist es mir bekannt, de Foix, daß Ihr klüglich lieber auf friedlichem Fuße mit meinem Vater lebet, als auf dem Schlachtfelde mit ihm zusammentreffet. Würdiget also meine Vorschläge, so will ich für Euch am Hofe zu Toulouse mich verwenden, auf daß jene wechselseitigen Zerwürfnisse ein für allemal aufhören.“

„Durch welche Vorschläge,“ fragte der Graf, „kannst du gegen den finstern Verdacht dich rechtfertigen, der in mir aufgestiegen, daß dich die Absicht, mich zu tödten, hieher geführt habe?“

„Williget in meine Verbindung mit der holdseligen Jeanne von Boulogne,“ antwortete der junge Graf, „und ich verzichte auf ihre Besitzungen und ihr Vermögen.“

Hohnlachend erwiederte de Foix auf diesen Vorschlag: „In ihre Verbindung willigen mit dem Grafen Jean de Montpensier? Nimmermehr! Deine Mutter war dem Hause Armagnac entsprossen, und nie soll ein Tropfen Blutes aus dem Borne, wel-

chem das meinige entquillt, in denselben Adern mit dem deinigen rinnen. Lieber wollte ich sie mit meinem Dolche durchbohren, als sie dir zum Weibe geben. Kannst denn du dir übrigens auch nur träumen lassen, daß eine Schwiegertochter ohne Besitzungen und Vermögen deinem Vater angenehm seyn könnte, dem knauserigen und doch schwelgenden Herzoge von Berri? Daraus wird nichts! Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, bevor der Kerker dir zur ewigen Nacht des Todes wird, entsag' allen vergeblichen Entwürfen zur Rettung deines verwirkten Lebens. Nichts weiter! Führt ihn fort!«

„Ich bin zu Ende mit dem, was ich Euch zu sagen habe," erwiederte der Graf von Montpensier, „so tief werd' ich mich nie erniedrigen, daß ich um mein Leben flehe. So weit reicht deine Gewalt nicht, den Muth meiner Seele zu brechen, wenn ich auch als Gefangener in deinem Verließe liege, der werthlosere Theil meiner selbst, mein Leib, ist deiner Willkühr preisgegeben, aber unerreichbar schwingt mein freier Geist, aller Bande spottend, sich über sie empor; mit stolzem Bewußtseyn gebe ich diesen vergänglichen Körper zur Azung deiner

Rache hin, indessen meine Seele hinaufschwebt zu Lichtgefilden, wohin dein gemeiner Geist zu kommen niemals hoffen darf. Lebt wohl, Jeanne von Boulogne! Erlaßt mir den Abschiedsblick, der mir die Kraft in den letzten Augenblicken meines Daseyns rauben würde. Gott segne Euch und sey mit Euch im Gebete für denjenigen, der treu liebend, wie er lebte, in den Tod ging!“

Unter einem Strome von Thränen stürzte sie zu den Füßen des Grafen de Foix, und bat ihn um Schonung des Lebens des jungen Grafen. Ihr ganzes Herz lag in ihrer Bitte; der Graf gebot sie aus dem Gemache zu entfernen. Sire Espaign du Lyon verwendete sich für die Bitte der Jungfrau, doch de Foix trug ihm so gebieterisch auf, zu schweigen, daß an seinem unwandelbaren Willen nicht mehr zu zweifeln war. Erkennend, daß all' ihr Flehen fruchtlos sey, raffte Jeanne von Boulogne ihren ganzen Muth zusammen, stand mit ernster Miene und erhabener Haltung, wie von einem höheren Vertrauen beseelet, dem Grafen gegenüber, und sprach zu ihm: „Gnädigster Herr, kann Euch also keine Bitte rühren? Vergönnet mir demnach, ich beschwöre Euch, daß ich ohne

Zeugen mit Euch sprechen dürfe, bevor der blutige Schlag sein Opfer treffe. Beharret auf Eurem Vertrauen auf Gott, Herr Graf von Montpensier, da Ihr Euch in der Prüfung schweren Stunde so standhaft bewähret; betet zum Himmel, daß er Euch befreie; sein ist die Macht, Euch zu retten, wie die Wiederbelebung der Todten und das Zertrümmern der Thore jener Kerker, worin Heilige und Fromme schmachten, sein Werk ist. Herr Graf de Foix, ist es Euch genehm, meine Bitte zu erfüllen?"

„Entfernt Euch nur in diesem Augenblicke," drängte der Graf, „und ich erfülle Eure Bitte."

„So sey's," erwiederte Jeanne, „vergeßt aber nicht, daß Ihr die Unterredung mir zusagtet vor dem Vollzuge des Todesurtheiles!"

„Dabei bleibt es auch," versetzte de Foix, „aber Eure Bitten werden nichts ändern."

Jeannen's Augen ruhten mit einer Herzinnigkeit, die keine Feder zu schildern vermag, und dennoch standhaft auf dem Grafen von Montpensier. Aengstlich schien sie zu wachen, daß kein Wort der Liebe aus ihrem Munde den hochherzigen Entschluß erschüttere, auf dem sie zu beharren gedachte. Mit

einem solchen namenlos ausdruckvollen Blicke schied sie von ihrem Geliebten, und entfernte sich aus dem Gemache.

Nach Jeannen's Abgange ließ der Graf durch Sire Evan de Foix die Leibwache holen, damit sie Jean de Montpensier in den Kerker geleite. Bevor er aus dem Gemache abgeführt wurde, richtete er noch folgende Worte an de Foix: „Gnädigster Herr, obgleich ich durch keine Bitte für mich Eure Huld in Versuchung führen will, so muß ich diese Bitte doch für Jemand Andern einlegen, und darum, hoff' ich, werdet Ihr sie auch bewilligen. Treu und redlich hat mir mein Schildknappe, Agos von Guisfort, gedient; kein Vergehen gegen Euch haftet auf ihm, und ich betheure Euch bei meinem gräflichen Ehrenworte, daß er bloß dem Zuge seines treuergebenen Herzens folgte, indem er mich, und zwar nicht ohne mir ein Opfer zu bringen, hieher begleitete, weil er sich eben anschickte, nach Paris zu ziehen, um von König Karl eigenhändig zum Ritter geschlagen zu werden. Ich bitte Euch demnach, ihm Leben und Freiheit zu lassen!“

„Davon will ich nichts hören,“ sprach Agos, „Ihr braucht um nichts zu bitten. Grausam und

schmachvoll ist des Grafen Benehmen gegen Euch, und mir würde das Leben durch irgend eine Verbindlichkeit, welche die in meinem Busen gährende Rache unterdrücken müßte, zur Last.“

„Agos,“ bemerkte Sire Evan de Foix, „seit deinem Aufenthalte zu Orthez haben zwar einige Zerwürfnisse zwischen uns Statt gefunden; willst du aber die Treue, womit du bisher deinem Ritter zugethan warst, auf den Grafen zum Frommen desselben übertragen, so möchte ich nicht bloß für dich mich verwenden, sondern selbst für dein Emporkommen im Dienste des Grafen auf alle Weise sorgen.“

„Ist's dein Ernst?“ entgegnete Agos, „so verwende dich bei dem Grafen, daß er mich an die höchste Thurmspitze knüpfen lasse, dir möchte ich nichts verdanken, als einen Strick, dessen Tüchtigkeit zuvor dein Hals bewährt hat, dem dieser Vorzug gebührt, da er mir keines andern würdig scheint. Ich will keine Schonung meines Lebens, wenn nicht auch mein Gebieter des Seinigen sich erfreuen darf. Inzwischen hab' ich noch einen andern Vorschlag zu machen. Kriegsglück hat mir ein Vermögen von ehrlich erworbenen sechszig tau-

send Goldgulden zugewendet, welche in der Schatzkammer zu Paris liegen. Werft mich sohin in Euren Kerker, und laßt den edlen Jean von Montpensier frei, so gehöre mein Leben Eurem Henker, Euch aber jene Summe, und obendrein was Ihr für die Freilassung meines jungen Gebieters von dem alten Herzoge von Berri erhalten werdet.“

„Nimmermehr will ich das Leben eines Mannes loskaufen lassen,“ erwiederte de Foix, „der in der Absicht, mich zu tödten, hieher zog, was mir zweifellos bekannt ist. Nicht grausam bin ich, und lasse nur Gerechtigkeit walten, deßwegen bist du frei, Agos. Besorge keine Gefahr, du bist in Orthez sicher, wie überall. Es steht bei dir, auf dem Schlosse zu verweilen, oder fern von hier zu verkünden, wie gerecht ich Täuschung und Verrätherei zu bestrafen pflege.“

„Von meinem Gebieter weiche ich nun und nimmermehr,“ rief Agos, „fort mit uns Beiden in das Verließ; wir wollen dem Tode wie Männer in das Auge schauen. Ich bin ein Kind Frankreichs, und Keiner von Eurem unbärtigen gaskonischen Schlage, die heimtückisch an denen handeln, die sie in ihre Klauen bekommen. Du kannst mich

nur hinschlachten lassen, aber mir den frohen Muth, womit ich den kläglichen Ton der Sterbeglocke für meine Verherrlichung halte, weder einflößen noch rauben."

„Nehmt ihm die Waffen ab," befahl der Graf, „und da ihm das Kerkerleben zu behagen scheint, so möge er es versuchen. Euch, Sire Evan, soll er seinen Dolch überliefern."

Zu diesem Zwecke näherte sich Sire Evan dem Agos, „als dieser mit ruhiger Kühnheit rasch seinen Dolch aus der Scheide riß, und die Spitze desselben dem Sire Evan entgegen hielt.

„Nicht so," sprach der muthige Knappe, „in Eure Hände leg' ich meinen Dolch nicht; keinen Schritt näher in dieser Absicht, oder ich tauche ihn in Euer Herz! Nur einem Manne aus Frankreichs Geblüte ergeb' ich mich. Vor Euch, edler Graf von Montpensier, streck' ich meine Waffe; verfügt darüber nach Belieben; hätte hier jeder seinen Mann gegenüber, wie es redlicher Feinde Brauch ist, so käme der Dolch nicht aus meiner Hand, so lange ich Euch neben mir sähe. Hier aber ist überlegene Macht, und kein ehrlicher Kampf. Empfangt hiemit den Dolch, Graf, und möchtet Ihr eine Bitte

an Eure Huld damit erfüllen, so durchstoßet mit eigener Hand mein Herz, um mich des Grames der Zeugschaft Eurer letzten Stunde zu überheben.“

„Wo denkst du hin, Ágos?“ erwiederte der junge Graf, „verbanne eine so kleinmüthige Gesinnung. Nicht selbst wollen wir unsere Mörder werden, und von deiner treuen Ergebenheit erwarte ich in dieser bösen Stunde Trost und Ermuthigung. Laß uns als heldenkühne Männer sterben, nicht als solche, die an Gott verzweifeln.“

In dem Augenblicke, da der wackere Knappe sah, wie die alte Zier an seiner Seite, der lange tapfer getragene Dolch, in die Hand des Sire Evan kam, brach eine Thräne aus seinem Auge, und rollte über die verwitterte Wange hinab. Nun ließ der Graf die Gefangenen aus dem Gemache entfernen, und in das Verließ führen. Verschiedene Geländergänge entlang, dann mehrere Stufen abwärts schreitend, erreichten sie ein mächtiges Portal von Eichenholz, beschlagen mit starken Nägeln, und verwahrt mit gewaltigen eisernen Riegeln. Mit einem äusserst großen Schlüssel schloß der Wächter langsam die Pforte auf, aus deren Innerm eine eisige, feuchte Luft entgegenwehte, auch schien hier

die ewige Nacht zu hausen, da weder der Graf einen Weg vor sich sah, noch der Knappe; ein Leibwächter leuchtete voran mit der brennenden Fackel, eine jähe, steinerne Wendeltreppe hinunter. Stumm folgten die Uebrigen, und der dumpfe Klang ihrer Tritte, am Gewölbe wiederhallend, glich der Begrüßung eines höllischen Wesens, womit es über den Empfang der Gefangenen im Verließe jubilirte.

Nun kamen sie an eine zweite Pforte, welche wie die vorige geöffnet wurde, und auf einen düstern, engen Geländergang zu einem gewölbten Pförtlein führte. Sie that sich auf, und wurde dem Jean von Montpensier und Agos von Guisfort als Eingang zu der ihnen angewiesenen fürchterlichen Behausung bezeichnet. Der äußere der beiden Kerker war nicht geräumig, aber hoch, mit Bruchstücken eines Teppiches, die an den wassertriefenden Wänden herabschlumpten. Das Schaurige dieses Aufenthaltes wurde genügend durch das Licht erhellt, welches durch ein kleines, eisenvergittertes Bogenfenster brach. Ausser einem Stuhle, einer alten eichenen Bank und einem eben solchen Tische, waren keine weitern Bequemlichkeiten vorhanden.

Einige gewaltige Ketten hingen in eisernen

Mauerklammern. Diese Verließgewölbe des Schlosses Orthez hatten eine Dicke von achtzehn Fuß, und eiskalt überlief es den Grafen von Montpensier bei dem Anblicke von einigen Marterschrauben in einer Ecke des Kerkers. Schmerzlich ergriff ihn die Vorstellung von den Leiden so mancher bejammernswerther Schlachtopfer des verrätherischen und leidenschaftlichen Grafen de Foix, die hier ungehört von fühlenden Wesen fruchtlos den Hülfsschrei der Verzweiflung ausstießen; als er nun die Gemüthsruhe aus den Zügen des Agos von Guisfort leuchten sah, der ihn vor dem Ritte nach Orthez gewarnt hatte, und nun die schlimmen Früchte seines Eigensinnes mit ihm trug, machte sich Montpensier selbst die bittersten Vorwürfe, die Treue seines Dieners auf solche Weise durch die drohendste Gefahr vergolten zu haben.

Das innere Verließ hatte vor dem äussern nichts voraus, als eine ärmliche hölzerne Lagerstatt, und eine Menge auf den Boden hingestreutes Stroh.

„Dieser Kerker ist also zu unserm Aufenthalte bestimmt? Habt Ihr keinen wohnlichern?“ fragte der junge Graf den Kerkermeister.

Dieser erwiederte: „Hier fand auch der Sohn

des Grafen seinen Tod. Noch könnt Ihr an dem verwitterten Thürteppiche den Schlitz sehen, von dem Messer gemacht, welches dem gräflichen Knäblein den Hals durchschnitt, und die Spur vom Blute, das der Wunde entquoll. Selbst der Wächter scheut sich, diesen Teppich anzufassen. Grausig schlottert er dort; so wahr ich ein Mann bin, das ganze Schloß liebte den jungen Gaston über Alles!"

„Diese Erinnerung erfüllte Montpensier mit tiefem Leid, eingedenk der schmerzlichen Erzählung aus dem Munde des Sire Espaign du Lyon. Unter andern Verhältnissen hätte er den Kerker mit dem lebhaftesten Mitgefühle betreten; was mußte aber jetzt in seinem Innern vorgehen, wo er sich als Gefangener jenes Grafen dort befand, der ihm so unumwunden, wie seinem eigenen Sohne Gaston, den Tod angekündiget! Konnte de Foix in seinen eigenen Eingeweiden wüthen, was durfte erst Jean von Montpensier von ihm erwarten? Die aufgestachelte Einbildungskraft wies die Schrecken dieser Behausung in einem noch gräßlicheren Lichte. „Es sey," dachte der junge Graf, „so ist nun Alles aus, und der Tod unsere letzte Hoffnung!"

„Es ist eitel Nacht in diesem zweiten Kerker,"

bemerkte Agos dem Kerkermeister, „vergönnt uns doch diese Fackel, wackerer Gesell; sie kann uns keinen Fluchtweg durch die Steinwände brennen; es lebt sich doch weit heimlicher bei spärlichem Lichte, als in Grabesnacht.“

„Wenn ich mit Eurer Aezung komme, zünd' ich Euch die Lampe dort unten in jener Blende an,“ erwiederte der Kerkermeister, „auch in der Nacht vor Gaston's Tode zündete ich sie an, doch merkt Euch's wohl, gleich darnach war das Licht aus, wie weggeblasen; dieß deutete mir an, daß es nicht mehr lange mit ihm währen würde.“

„Für diesen Fall bitt' ich Euch, guter Freund, das Oel nicht zu sparen,“ entgegnete Agos, „wenn Ihr uns Licht besorgt; obgleich zwischen vier Wände jetzt gebannt, bin ich doch ein Erzfeind aller schlimmen Vorzeichen. Auch möcht' ich wissen, auf welchen Nachtimbiß wir zu hoffen haben.“

„Wie er Gefangenen gewöhnlich gereicht wird,“ versetzte jener.

„So thut ein Uebriges mit einem Kruge Wein,“ bat Agos, „und, so Gott will, möge auch Euch, wenn es Euch einst so ergehen sollte, wie jetzt uns,

irgend ein guter Freund in der Stunde der Trübsal mit einem gleichen Labetrunke trösten.“

Mit dem Versprechen der Gewährung ihres Wunsches verriegelte der Kerkermeister die Thüre, und überließ die beiden Gefangenen ihrem Nachsinnen.

Den Boden anstarrend, mit verschränkten Armen, durchwandelte der Graf das Verließ, indessen Agos prüfend durch den Raum tappte, um ein Nachtlager aus Stroh zu bereiten.

„Mir wär' es lieber, Agos,“ sagte sein Gebieter, „du hättest die Freiheit meiner Gesellschaft vorgezogen, und wärest nach Lourde gezogen, wo meine Freunde Jean de Bearn und Basil le Mangnant, von meiner Lage unterrichtet, gewiß einen Plan zur Erlösung aus meinem Kerker würden ersonnen haben.“

„Wie wäre ihnen dieß möglich?“ fragte Agos, „schwerlich hätten sie Lust gehabt, ihre Hälse an den Mauern des Schlosses de Foix zu zerschellen. Auch stehen ja jetzt die Mannen von Lourde mit dem Edlen von Armagnac im Bunde; wie könnten sie als Eure Retter auftreten, da Euch ein Eid an die Sache Jeannen's von Boulogne bindet, deren Besitzun-

gen ihr aus den Krallen des Edlen von Armagnac reißen wollt?“

„Wenn auch,“ erwiederte der Graf, „für Gold verkauft Basil le Mangnant Jedermann seine Dienste; auf die Hülfe des Jean de Bearn zähle ich aus höhern Rücksichten; steht er gleich an der Spitze einer Freibande, so schlägt doch ein ehrliebendes Herz in seinem Busen. Auch sind mir Beide zu besonderm Danke verpflichtet; sie geriethen nämlich einst in die Gewalt der Bürger von Toulouse; schon war der Stab über sie gebrochen, als ich es, ermuthigt durch meine Liebe zu Jean de Bearn, bei dem Herzoge, meinem Vater, dahin brachte, daß sie gegen ein Lösegeld ihre Freiheit wieder erhielten. Mein Name hat einen guten Klang in Lourde, und ich hatte einen Zug dahin im Sinne, um die Führer von der Sache Armagnac's abwendig zu machen, und für Jeanne von Boulogne zu gewinnen. Gold zieht le Mangnant und seine Gesellen zu jeder Parthei, und obgleich sie ihre Dienste feilbieten, so gebührt ihnen doch das Lob der verwegensten und kündigsten Kämpen, welche diese Provinzen nur immer aufzuzählen vermögen.“

„Was hilft es uns, über ihr Seyn und Seyn=

können zu plaudern?“ äusserte Algos, „wir sitzen hier ganz fest in dem Kerker einer Burg, wie vielleicht ganz Europa keine unbezwinglichere aufzuweisen vermag, unter dem Joche eines leidenschaftlichen, verdachtvollen, und racheschnaubenden Tyrannen. Mischt sich der Himmel nicht mit einem Rettungswunder ein, so führt unser Weg aus diesen Mauern nur auf das Blutgerüst.“

„Allerdings,“ erwiederte Graf von Montpensier, „was kann mir aber am Leben liegen, da alle Hoffnung geschwunden ist, jemals die Hand der holdseligen Jeanne von Boulogne zu erhalten?“

„Läge sonst nichts in Mitte,“ versetzte Algos, welcher für die Macht einer wahren heiligen Liebe keinen Sinn hatte, und an die Menschen nur immer den Maßstab seiner eigenen Ansichten und Begierden legte, — „läge sonst nichts in Mitte, so wäre Euer Leben mir ein erfreulicher Anblick, wenn auch keine Hoffnung auf Jeanne von Boulogne, oder auf irgend ein anderes gasconisches Fräulein lächelte. Nehmt doch Platz, theurer Graf, es ist ein feuchter, eisiger Kerker, dennoch regt sich's lebendig darin; seht nur die Spinnen, wie sie so geschäftig herunter gaukeln aus ihren Netzen von der gewölbten

Decke! Diese Geschöpfchen sind jetzt in unsere Willkühr gegeben, und könnten von uns zertreten werden, wie es den Grafen de Foix gelüstet, mit uns zu verfahren. Jedes Wesen auf dieser Welt hat ein stärkeres über sich, und der Mensch kann selbst im Kerker noch, wenn es ihm beliebt, die Macht eines Tyrannen üben. Mit dem Bedarfe einer Nachtherberge seyd Ihr nicht gut versehen," bemerkte Agos seinem Gebieter, „ich werde den Kerkermeister ersuchen, Euch mit einem Mantel auszuhelfen."

„Meine innere Gluth macht ihn überflüssig," erwiederte der junge Graf, „damit verwahrt Ihr Euch aber nicht gegen die Moderluft des Kerkers," entgegnete Agos, der ungeachtet seines abgehärteten Kriegerwesens doch gleich das Mindeste, was seinem Gebieter gebrach, schwer empfand, „Euer Hofleben hat Euch an die mit Hermelin verbrämten französischen Betten gewöhnt, gegen welche diese hölzerne Liegerstatt freilich gewaltig absticht. Im Felde diente ich Euch als Knappe, und hier mach' ich Euren Leibpagen; müsset Ihr sterben, und werde ich frei, dann will ich Euren Tod rächen."

Mit solchen Gesprächen verkürzten sich die Gefangenen des Kerkerlebens langweilige Stunden.

Der Kerkermeister erschien endlich mit dem Nachtimbiß, welcher die Hoffnung des Knappen noch überbot. Er lösete sein Versprechen mit einem Humpen Wein, den er ihnen vorsetzte. Hierauf machte er das Licht in der Lampe zurecht, das lustig flackerte, so daß Agos, darüber hoch erfreut, dem Kerkermeister vor seinem Abgange einen Trunk kredenzte; überhaupt fühlte Agos in sich eine heitere Stimmung, die er weder durch Besorgniß noch durch Kerkerqualen sich verkümmern ließ. Er legte seinem Gebieter die Speisen vor, kredenzte ihm den Wein, beredete ihn, es zu machen wie er selbst, und griff tapfer zu.

Nach dem Mahl besorgte Agos nach Thunlichkeit das armselige Nachtlager für den jungen Grafen, und bewährte sich mit der ihm eigenthümlichen Gutmüthigkeit, die zur Zeit der Bedrängniß immer am eifrigsten wirkte, selbst im Kerker als einen treuergebenen Diener. Der Graf sehnte sich nach Ruhe, und Agos breitete über ihn den vom Kerkermeister erhaltenen Mantel. — Er selbst streckte sich auf eine Strohschicht neben seinen Gebieter hin, und bald schloß ein sanfter Schlummer ihm die Augen.

Auf weichem Pfühle im köstlichsten Gemache

seines Palastes, seufzte de Foix, auf dessen Haupt der Schlaf in jener Nacht sich nicht herabsenkte, vergebens nach dem erquickenden Schlummer des biedern Gefangenen, der auf seinen Befehl im Verließe lag. Wünscht der Leser die Ursache zu erfahren? Die Worte des Agos von Guisfort können sie ihm am Deutlichsten sagen, der sich auf sein Strohlager warf, indem er das alte Sprichwort hervorzog: „Ein gutes Gewissen braucht den Schlaf nicht zu missen.“

7.

Der arme Ritter Eustace hatte den Garten, in welchem Isabelle ihn zu treffen hoffte, als sie über die Treppe des westlichen Thurmes hinunterstieg, durchstürmt von den peinlichsten, sein Herz beklemmenden Gefühlen, bei dem Gedanken an seine Trennung von Orthez und von dem liebsten Kleinode seines Lebens, in der Hoffnung aufgesucht, sich so weit zu sammeln, um mit möglichst gefaßtem Gemüthe für immer Abschied nehmen zu können.

Zwar hatte Graf de Foix seinen Liebling in jener Entrüstung, die von einem finstern Verdachte, dem es jedoch nicht an Scheingründen des Rechtes

fehlte, veranlaßt worden, von seinem Schlosse verwiesen, allein doch war er noch immer dem Jünglinge zugethan, welcher bisher stets bemüht gewesen, ihm sein häusliches Leben zu versüßen. Mächtige Neigungen, doch auf irrigen Bahnen, bewegten die Seele des Grafen de Foix; seit der Scheidung von seiner Gemahlin, und seit dem Tode seines Sohnes Gaston, fand er kein Wesen auf Erden, das die Leere in seinem Herzen so völlig ausfüllen konnte, wie sein Kürsohn Eustace; Sire Evan hatte einen aufbrausenden, mürrischen Charakter, der thörichte Sire Gratien für Nichts einen festen Sinn; dagegen ehrte Eustace, von der Natur mit allen ihren Segnungen ausgestattet, in zarter Kindheit schon den Grafen als seinen Wohlthäter, und zeigte immer ein zärtlich-dankbares Herz, was ihm die Liebe des Grafen nur um so mehr gewann. Eustace war das Kind seiner Großmuth und Güte; ihm verdankte er sogar seine tägliche Nahrung, was die Verhältnisse zwischen Beiden nur noch inniger machte; denn ein Gemüth, in dem auch nur der leiseste Keim des Edelsinnes schlummert, muß für ein Wesen, das ganz von seiner Güte lebt, die zartesten Gefühle nähren.

Der Leser weiß bereits, was den Prior und Sire Evan de Foix bewog, auf den Untergang des unschuldigen Eustace zu sinnen; ohne die Vermittelung des Sire Espaign du Lyon wären ihre verderblichen Entwürfe gelungen; kaum war jedoch die erste Aufwallung der Leidenschaft im Gemüthe des Grafen vorüber, als dieser sich schon nach einer Milderung des über den Jüngling verhängten Verweisungsurtheiles sehnte. Damit nicht die öffentliche Kunde von der Ungnade des Grafen gegen den Jüngling diesen betrübe, befahl jener den wenigen damit bekannten Personen ein unverbrüchliches Schweigen, daher es allgemein hieß, der Graf entsende Eustacen mit einem geheimen Auftrage aus Orthez, und selbst dem Jünglinge wurde diese klügliche Wendung der Sache eröffnet.

Die Absicht Eustacens war, gleich nach seiner Entfernung aus Orthez nach Lourde zu ziehen, um daselbst das Geheimniß seiner Abkunft zu erfahren, wie es ihm versprochen wurde. Eben befand er sich in dem gothischen Lusthäuschen im Garten, das dem Leser schon bekannt ist, an jenem Lieblingsplätzchen durch so süße Erinnerungen, als plötzlich die unbehutsame Isabelle in das Gemach hüpfte,

und ihm heiter lachend den Wunsch Jeannens von Boulogne meldete, sie in ihrem Gemache zu besuchen. Das Erscheinen der Jungfrau brachte Eustacen, der sich an den ernsten Auftrag des Grafen erinnerte, sich jeder Unterredung mit Isabellen zu enthalten, in keine geringe Verlegenheit, da die Entdeckung dieser Zusammenkunft auch die Jungfrau dem Unwillen des Grafen bloßstellen müßte; wie ruhig auch seine Stimme klang, als er bedauerte, dem Verlangen der Dame Jeanne nicht entsprechen zu können, so konnte man doch in seinen, durch die Vorgänge bereits tief betrübten Zügen, die quälende Unruhe seines Gemüthes lesen.

Isabelle überließ sich auch bei dieser Gelegenheit ihrer leicht reizbaren Neigung zum Necken, und, der Eingebung des Augenblickes folgend, stellte sie sich ärgerlich über seine Weigerung, da sie ihm doch selbst die Einladung gebracht habe, und schmollte ob verletzter Eitelkeit. Sie fertigte daher den Ritter mit einigen theilnahmlosen Worten ab, die ihm sicher empfindlich fallen mußten.

Eustace lehnte, gerade aus Besorgniß für Isabellen, es ab, mit ihr nach dem westlichen Thurme zu gehen, und eben sann er über die schonendste

Weise der Mittheilung nach, daß er in Ungnade gefallen und verwiesen sey, um ihr nicht durch das Ueberraschende dieser Kunde wehe zu thun; doch ihr Benehmen, das eben jetzt das größte Unheil stiftete, scheuchte Eustacens liebevolles Vertrauen zurück. „Wozu," dachte er, „soll ich Isabellen von Angelegenheiten in Kenntniß setzen, für die sie vielleicht gar kein Interesse haben? Nein, den Gram in meinem Herzen kann ich schweigend erdulden, aber schmerzlich fiele es mir, fände er keinen theilnehmenden Anklang bei jener, die mein Alles auf Erden ist."

Dennoch bat Eustace inständig das Fräulein um eine nächtliche Unterredung in der Nähe des Thurmes, den die Damen bewohnten, und zeigte dadurch jenes Widersprechende in seinem Verhalten, was wir nicht selten bei ächter Liebe finden. Zugleich empfahl er ihr die äußerste Behutsamkeit, indem er ihr sehr Wissenswerthes längstens mit Anbruch der Nacht entdecken müsse.

Isabellen entgingen die düstern und kummervollen Züge nicht, womit der Jüngling diese Bitte an sie stellte, und es wurde ihr doch ein wenig bang um's Herz für ihren Geliebten, wie leichtsin-

nig und wetterwendisch sie auch seyn mochte. Sie wollte sich, nach dem Versprechen, seine Bitte zu gewähren, entfernen; da faßte Eustace ihre Hand, schaute ihr liebreich und ernst in's Auge, und sprach mit ausdruckvollem Tone: „Isabelle, ich bitte Euch dringend, zur bestimmten Zeit zu kommen; sobald der auftauchende Mond mit seinen bleichen Strahlen die Spitzen jenes Thurmes säumet, harre ich Eurer unter jenen Akazien; dann eilet zu mir, ich beschwöre Euch; Ihr braucht nicht lange zu verweilen, und wer weiß, Isabelle, ob dieß nicht unsere letzte Zusammenkunft auf dieser Erde seyn möge.“

Die Wahrheit dessen, was sein Herz bewegte, wurde durch die Thränen verbürgt, die bei diesen Worten aus seinen Augen stürzten. Rasch schied er nun von Isabellen, als wäre jede Minute längern Verweilens an ihrer Seite verpönt. Er schied von der Jungfrau, allein was er gesprochen, sein Benehmen, seine Blicke, hafteten in ihrem Herzen, und vermehrten ihre Befürchtungen so sehr, daß sie es bereute, den wahren tiefen Kummer, der ihn bereits drückte, auch noch durch einen muthwillig zugefügten erschwert zu haben.

Wir wenden uns nun wieder zu dem Grafen de Foix, dem am nächsten Morgen nach der Einkerkerung des jungen Grafen von Montpensier und dessen wackern Knappen, der Prior Gesellschaft leistete. Der Hauptstoff ihrer Unterredung war die Standesenthüllung des angeblichen Sire Equitan Poursuivant d'Amour, ein schlauer Streich des Priors, die bevorstehende Abreise des Sire Eustace, und der Aerger des Grafen über den Widerstand gegen seine Entwürfe hinsichtlich Jeannen's und Isabellen's.

„So Ihr einen Vorschlag von mir würdigen möchtet, gnädigster Herr," begann der Prior, „so wollte ich fast zugestehen, daß es Euch doch gelänge, die beiden weiblichen Trotzköpfe nach Eurem Willen zu beugen. Sie wünschen nach dem Kloster der heiligen Anna zu pilgern. Nach meiner Anordnung müssen sie, vor dem Besuche des Altares jener Heiligen, vor dem gnadenreichen Bildnisse Unserer Lieben Frau von Orthez eine Buße verrichten. Laßt sie also immerhin wallfahrten; daß sie nicht wegen irgend einer thörichten Grille davon flattern, sey meine Sorge. Die Frau Aebtissin zu Sanct Anna ist eine kluge Frau, auf die

ich mich ganz verlassen kann; ich werde ihr schon die nöthige Anleitung geben, wie sie durch Andacht auf die beiden Büßerinnen wirken solle, um sie Euren Befehlen, gnädigster Herr, nachgiebiger zu machen."

„Das ist ein kluger Gedanke," erwiederte de Foix, „und die Abreise der Damen aus Orthez dürfte wohl am Passendsten geschehen, bevor das Haupt des Sohnes vom Herzoge von Berri unter dem Beile fällt. Doch eben gedenke ich meiner Zusage, vor dem Todesgange des Grafen von Montpensier Jeannen eine Unterredung mit mir zu gestatten. Dieß soll noch heute geschehen, und dann mögen die beiden Damen, nach Eurer Bestimmung, Pater Prior, ihren Pilgerzug nach Sanct Anna unternehmen."

„Scheint es Euch denn zweckförderlich, gnädigster Herr," fragte der Prior, „diese Unterredung der Dame Jeanne zu bewilligen? Die Neigung ihres Herzens hat eine nicht zu billigende Wahl getroffen, und sollte schon im Entstehen unterdrückt werden, und welch' kürzeres Mittel böte sich dazu an, als der Tod dieses verwegenen Verräthers Montpensier?"

Der Graf antwortete: „Prior, de Foix hat

noch nie sein Wort gebrochen. Eine Zusage, dem geringsten Vasallen in meinem Reiche ertheilt, würde ich erfüllen, denn eines Fürsten Schmuck ist die Ehre nicht minder, als seine Krone. Freilich gab ich mein Wort nur leichthin, allein ich gab's doch, und darum will ich es auch halten."

Tief durchdrungen von der Heiligkeit eines gegebenen Wortes, über deren Verehrung der Graf sich so edelsinnig äußerte, machte er sich doch, ungeachtet dieser Hochschätzung der Ehre, kein Gewissen daraus, alle menschlichen Rechte mit Füßen zu treten, um den Leidenschaften zu fröhnen, die ihn zur Rachsucht aufstachelten; und bei allem Zartgefühle für Ehre, verletzte er doch anstandlos die Wahrheit, diese Seele der Ehre, so oft sein Vortheil ihm dazu Anlaß bot. Nicht selten pflegen auf diese Weise die Menschen die reiche Zahl ihrer Laster durch Uebung einer einzigen Tugend zu beschönigen. Dieß mag wohl daher kommen, daß die Nachsicht gegen unsere liebsten Neigungen die Laster erzeugt, und daß die Uebung jener Tugend keiner absonderlichen Selbstüberwindung bedarf.

Graf de Foix verlieh Jeanne von Boulogne, als sie erschien, geheimes Gehör in der Betkapelle,

die an sein Wohngemach stieß. Bei ihrem Eintritte stand der Graf auf, der vor einem Crucifixe auf den Knieen lag, das eine über ein Betpult gewölbte Blende zierte. De Foix hatte zwar seine Kniee vor dem Bilde des Gekreuzigten gebeugt; aber des Erlösers mild-erbarmender Geist lebte nicht in seinem Herzen; denn er sprach so bemessen und zurückhaltend, daß Jeanne die ganze Hoffnungslosigkeit durchschaute, welche ihrer Bitte, das schreckliche Todesurtheil des Gefangenen zu mildern, begegnen würde.

Jeannen's sicherer, würdevoller Gang hätte einen gewöhnlichen Beobachter zu dem Wahne verleiten mögen, daß ihr eben so wenig an dieser Sache liege, wie dem Grafen. Ihr Antlitz war bleich, aber unbewegt, das spiegelhelle Auge durch keine Thräne getrübt, diese Verrätherin des weiblichen Herzens, und weder gesenkt noch scheu seitwärts gerichtet.

„Gnädigster Herr Graf de Foix,“ begann sie, „ich komme, um das Wort für den Grafen von Montpensier zu nehmen, der im Schloßkerker seiner Hinrichtung entgegen sieht. Nicht an Eure Menschenfreundlichkeit richte ich meine Worte, nicht an

die Gefühle Eures Herzens, sondern nur an Eure Vernunft.«

„Da wird keine Einmischung helfen,“ erwiederte de Foix, „der Graf von Montpensier ist der Sohn meines Feindes, der so oft schon mir das Leben zu rauben gesucht, und darum falle sein Haupt!“

„Es wird nicht fallen!“ erwiederte Jeanne von Boulogne mit festem Tone. „Sein Blut darf nicht an Euren Händen kleben. Von Eurem Hofe ging die Ankündigung eines Turniers aus, mit der Einladung an alle theilnahmsfähigen Herren an auswärtigen Höfen; die französischen Ritter habt Ihr aufgefordert, sich mit jenen von Foix und Bearn in der Kampfeskunst zu messen; welches Recht habt Ihr also an das Leben eines Mannes, wenn Euch je die Gesetze der Ritterschaft heilig sind, und wäre er selbst Euer Feind, wenn er im Vertrauen auf den Waffenstillstand in Eure Schranken ritt. Solche Willkührhandlungen würden alle ehrenhaften Ritter von Eurem Hofe scheuchen, und den Namen de Foix gleichbedeutend mit Verräther machen.“

„Ihr erlaubt Euch eine kühne Sprache, Jeanne von Boulogne,“ entgegnete der Graf, „noch hat

kein Weib vor Euch sich erlaubt, mir zu sagen, was meine Pflicht sey.“

„Ich spreche freimüthig,“ versetzte Jeanne ohne Scheu, „und wahrscheinlich hat sich noch kein Weib erkühnt, der Wahrheit zu huldigen, sollte sie auch einem Fürsten mißfallen. Allein ich bin aller Furcht und aller Hoffnung bar, eine Lage, in welcher sich schwerlich alle Eure Zuflüsterer befinden mögen.“

„Wähnt Ihr, nichts von mir fürchten zu dürfen, Jeanne?“ fragte der Graf mit umwölkter Stirne, „überlegt es wohl!“

„Ich kenne keine Furcht mehr,“ erwiederte Jeanne mit ruhigem und entschiedenem Tone, „denn über meine Zukunft hab' ich bereits verfügt. Bekümmert Euch nicht mehr um mich, gnädigster Herr, sondern nur um Euch. Vergeßt nicht, daß Euer Gefangener ein Prinz aus dem Blute Frankreichs ist. Allerdings verwirkte der Herzog von Berri das Wohlwollen seines Neffen, des Königs Karl; doch dieser junge Monarch trug seinen Haß nicht auf den Sohn des Herzogs über, und früher oder später wird er auf eine furchtbare Weise Rechenschaft von Euch fordern, wegen des am Herzogssohn verübten Mordes. Erwäget das ganze Ge=

wicht eines Mordes, und die unausbleibliche Seelenqual, wenn er eingetragen ist in das Buch des Gewissens! Ohne Beweis, nur auf einen Argwohn hin, werfet Ihr einen Jüngling in das Verließ, der in Eurer Gewalt ist. Ihr opfert ohne Fug und Recht den Sohn eines Fürsten, den alle Rechte der Ehre umgeben, einem schimpflichen Tode! Ihr werdet zum tückischen Verräther an einem Gaste, der alle Ansprüche auf Euren gastfreundlichen Schutz hat, zum Mörder Eures Gleichen auf der Bahn der Ehre! All zu früh umschließt ein schimpfliches Grab seinen Leib, indessen sein Geist zu dem schrecklichen Richterstuhle Gottes emporschwebt, Euch anklagend der zum Himmel schreienden Missethat, wofür Ihr vergebens um Erbarmen flehen werdet.“

„Genug davon!“ versetzte der aufgeregte Graf, „der Graf von Montpensier muß sterben. Entfernt Euch, Dame Jeanne; ich lasse mich nicht von den Worten eines Weibes einschüchtern.“

„Wohlan, Herr Graf,“ sagte Jeanne von Boulogne, „ich scheide von Euch; gehabt Euch wohl! Wir sehen uns nicht mehr auf dieser Erde.“

„Nicht mehr?“ fragte der Graf bestürzt.

„Ja, nicht mehr,“ wiederholte Jeanne, „ich ver-

mag nicht minder, als Ihr, Graf de Foix, standhaft zu seyn."

„Welchen Sinn verbindet Ihr mit diesen Worten, Jungfrau?" forschte der Graf, betroffen über das ruhige und doch so entschiedene Benehmen der Dame Jeanne, „was wollt Ihr thun? Doch nicht die Hand an Euer eigenes Leben legen?"

„Nein," antwortete die Jungfrau, „Gott gab mir das Leben; er hat darüber zu verfügen, und in seinen Willen leg' ich es, möge sich's nun glücklich oder unglücklich gestalten."

„Was wollt Ihr denn thun?" erwiederte der Graf.

„Ich kann Euch nur sagen," erwiederte die Jungfrau, „daß ich hinlänglich gefaßt bin, um in diesen Stunden namenloser Qual keine Thräne zu vergießen. Für mich haben Daseyn und Welt keine Lockung mehr. Ihr opfert den Grafen von Montpensier dem Tode, ich aber opfere dem Himmel den Rest meiner Tage. In klösterlicher Zelle will ich duldend dem Augenblicke meiner Auflösung entgegensehen, indessen mein Geist, so lang' er in körperlichen Banden liegt, Gott bitten wird, daß er der Seele des Gemordeten die ewige Ruhe, seinem

Mörder aber Barmherzigkeit angedeihen lasse. Ich wiederhole Euch mein Lebewohl, Graf de Foix, und nie mehr werden wir uns wieder sehen auf dieser Erde.“

„Verweilet!“ rief der Graf mit staunendem und theilnehmendem Blicke auf die Jungfrau, „es wäre mir unlieb, wenn Ihr auf diese Weise von mir scheiden würdet, da ich Eure Beharrlichkeit im Vollzuge Eurer Entwürfe kenne. Ihr sprecht nicht leicht in den Tag hinein. Die Lüge ist Eurer Seele fremd, und nie in meinem Leben traf ich eine Dame von so standhaftem Geiste. Von dieser Natur ist Euer Charakter, Jeanne von Boulogne, und ich glaube, daß Ihr auch der Standhaftigkeit des meinigen werdet Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir Beide brauchen nicht anders zu scheinen, als wir sind; frei und offen dürfen wir einander vertrauen, was uns am Herzen liegt, und überzeugt seyn, daß wir uns nicht mißverstehen. Gesteht mir demnach, ob Euch der Kummer über das gegen den Grafen von Montpensier ausgesprochene Todesurtheil zu einem Gelübde drängt, das die Zukunft Eures Daseyns und Euer großes Vermögen dem Kloster zuwendet?“

Jeannen's bleiche Wangen überhauchte eine leichte Rosengluth; bald aber gewann sie ihre Fassung wieder, und entgegnete mit gewohntem Freimuthe: „In der That, Graf de Foix, so verhält sich's; mich quält nämlich der Gedanke, seinen Tod veranlaßt zu haben. Nur mir zu Liebe blieb der Graf von Montpensier nach dem Schlusse des Turniers noch in Orthez. Durch mein wohlwollendes Benehmen ermuthiget, verweilte er hier, bis er in die Schlingen Eures Verrathes fiel.“

„War Euch sein Stand schon damals kein Geheimniß mehr,“ fragte der Graf, „als er uns noch ein einfacher Ritter galt?“

„Ich wußte, wer er war,“ antwortete Dame Jeanne.

„Und wozu würdet Ihr Euch verstehen,“ forschte der Graf, „welches Opfer möchtet Ihr bringen, wenn es in Eurer Macht läge, die Retterin seines Lebens zu werden?“

„Heilige Mutter!“ rief Jeanne, „in meiner Macht? Könnte seine Rettung von meinem Willen abhängen?“

„Hört mich,“ erwiederte Foix, „vernehmet meinen Vorschlag; ich weiß, daß ich auf Euer gegebe-

nes Wort vertrauen darf. Eurer Zusage glaube ich zweifellos, und versprächet Ihr selbst den Flammentod zu wählen, wie die Heiligen und Märtyrer. Trauet Ihr Eurem Geiste die nöthige Entschlossenheit zu, die Rettung dieses französischen Prinzen durch ein großes Opfer zu bewirken?«

„Welches Opfer?« fragte Jeanne von Boulogne mit dem lebhaftesten Ausdrucke der innigsten Theilnahme; ihre Seele hatte Kraft genug, unabwendbares Unglück zu tragen, nun aber schien sie angstvoll zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben. „Was kann ich zu seiner Rettung thun?« fragte sie. „Gebt mir Aufschluß, um diese Qual von mir zu nehmen. Genügt Euch mein Leben für das seinige, so verfügt darüber; ich würde Euch noch segnen für die Annahme dieses Opfers.«

„Nein,« entgegnete der Graf, „zum Schutze Eures Lebens würde ich das meinige auf's Spiel setzen!«

„Was ist es sonst?« rief die Dame, „o, sprecht es aus das Opfer, wenn es vereinbar ist mit meinen Pflichten gegen Gott und die Menschen; gerne bring' ich es, sollte es auch meine eigene Person treffen!«

„Meine Bedingungen werden hoffentlich minder schwer seyn, als Ihr sie erwartet," versetzte de Foix, „doch übereilet Euch nicht; ich weiß, daß Ihr Wort haltet. Erwäget demnach reiflich, ob Eure Seele stark genug ist zur freiwilligen Entsagung auf die Hand des jungen Prinzen für den Preis der Rettung seines Lebens, ohne jedoch diesen Hof zu verlassen, den Ihr als Vorbild und edelstes Kleinod zieret."

Nach kurzem Nachsinnen fragte Jeanne: „Wißt Ihr kein anderes Mittel zu seiner Rettung?"

„Nein," antwortete der Graf, „die Ablehnung meines Vorschlages bringt dem Gefangenen den Tod; niemals, Jeanne von Boulogne, da Ihr meinem Stamme angehöret, werde ich meine Einwilligung zu Eurer Verbindung mit dem Hause Armagnac geben. Die Mutter des Jünglings war aus jenem mir feindlichen Geblüte entsprossen — wollt Ihr für immer auf seine Hand verzichten?"

„Ihr wißt also kein anderes Mittel zu seiner Rettung?" fragte Jeanne, und rasch eine Thräne in ihrem Auge trocknend, sagte sie: „es sey, ich bringe dieses Opfer!"

„Damit ist's noch nicht geschehen," versetzte der

Graf, „Ihr müßt eidlich geloben, die Gattin desjenigen zu werden, den ich Euch zum Gemahle bestimme.“

Von Entsetzen erfaßt, schlug Jeanne die Hände zusammen, und rief erschüttert aus: „Nimmermehr kann ich einen falschen Eid leisten!“

„Dann ist unsere Unterhandlung aus,“ erwiederte der Graf, „und Montpensier's Tod unabwendbar!“ De Foix schritt auf die Thüre zu; fast verzweifelnd unter der Last des in ihr gewaltsam erregten, qualvollen Gefühles, rief Jeanne in unaussprechlicher Angst: „O haltet ein, haltet ein! Schleppt ihn nicht zum Blutgerüste! Befleckt Eure Hände nicht mit seinem Blute! Ich könnte diesen Anblick nicht ertragen, nicht den Gedanken, seine Mörderin zu seyn! Verschonet ihn, o, verschonet ihn!“ Sie stürzte auf das Betpult hin, faßte das Crucifix, hielt es dem Grafen, auf den Knieen liegend, entgegen, und rief, mit dem Funkeln des Wahnsinnes in ihren Augen: „Bei diesem heiligen Bilde des göttlichen Sohnes beschwöre ich, Eurem Willen gehorchen, und das Opfer bringen zu wollen!“ Andächtig küßte Jeanne das Bild, und sprach zu demselben, noch immer knieend, fast bewußtlos,

in abgerissenen Worten: „O du stummes Bild Dessen, der zur Erlösung von Tausenden gestorben, der auch zu meiner Rettung sein unschuldiges Blut vergoß, wie nichrig ist mein Opfer, wie nichtig ist all' mein Leiden gegen Alles, was Du geopfert und gelitten hast? Ich bringe zur Rettung des Lebens eines Mitmenschen nur ein geringes, unbedeutendes Opfer, indessen der göttliche Erlöser am Kreuze sich für die ganze Menschheit hingeopfert hat! Was ist denn mein ganzes Wesen?“ fragte sich Jeanne, mit dem Lachen der Seelenqual, „was ist denn mein ganzes Wesen, daß ich das Opfer, welches ich bringe, für so schrecklich halte? Ich bin ja nur ein armseliger Wurm, den der nächste Fußtritt eines Vorüberwandelnden vernichten kann.“

Graf de Foix hatte nun zwar Jeannen von Boulogne das Versprechen abgedrängt, ausschließend über ihre Hand gebieten zu können, — denn daß sie ihren Schwur redlich halten würde, dafür bürgte ihm der Charakter der Jungfrau, — dennoch fühlte er in seiner Seele eine Regung des Mitleidens mit dem Schmerze Jeannen's auftauchen, deren heldenmüthige Seelengröße er, selbst im Augenblicke seines errungenen Sieges, die gerechte Be-

wunderung nicht versagen konnte. Ihr verstörtes Benehmen, und die Verzweiflung, die aus ihren an das Crucifix gerichteten Worten sprach, machten ihn bestürzt, und erfüllten ihn mit Unruhe. Sanft hob er sie auf, und suchte sie durch begütigende Worte zu trösten.

„Ich verlasse Euch," sagte er, „um dem Grafen Jean von Montpensier die Freiheit zu geben; Ihr seyd die Retterin seines Lebens."

„Ich bin seine Retterin?" rief Jeanne, „ich bin's? O, wiederholt es mir, damit es sich tief in meine Seele präge!" Wie wenn Alles sie noch immer ein Traum dünke, fügte sie bei: „Darf ich an sein Leben glauben? Ihr wollt ihn nicht tödten? Nein, das thut Ihr nicht! O Gott des Lebens! Genügt mein Eid, oder verlangt Ihr, daß ich auch noch mein Leben hinzufüge?"

„Nein," versetzte der Graf, „ich zweifle nicht an Euch; wäre dieß der Fall, so —"

„O ich leiste Euch alle Eide," unterbrach ihn die Jungfrau stürmisch, „zu seiner Rettung leiste ich Euch alle Eide!"

„Schon gut," bemerkte der Graf, „von nun an gilt mir das Leben des Grafen von Montpensier so

heilig, wie mein eigenes. Seyd ruhig, Dame Jeanne, Ihr könnt jetzt außer Sorgen seyn. Isabelle von Greilly soll Euch Gesellschaft leisten; seyd getröstet, denn ich gedenke die Erfüllung Eures Schwures vielleicht nie auf eine solche Weise von Euch zu begehren, die Euch betrüben möchte.«

8.

Der Leser mag uns durch seine eigene Einbildungskraft der Schilderung des frohen Erstaunens überheben, womit Graf von Montpensier und Agos von Guisfort die Umwandlung des Todesurtheiles, dessen Vollzug sie stündlich erwarteten, in Freilassung vernahmen, gegen die einzige Bedingung unverzüglicher Abreise, welche sie am nächsten Morgen anzutreten sich freudig erboten. Graf de Foix war nun vollkommen darüber beruhigt, daß ihm von Seite des jungen Grafen keine Gefahr mehr drohe, so wie über die Eidestreue Jeannen's von Boulogne; er beschäftigte sich daher fast nur noch mit den nöthigen Anordnungen zu einem Feldzuge mit einer mächtigen Schaar von Reisigen gegen den Edlen von Armagnac und die Freibanden zu Lourde.

Der Prior und Sire Evan de Foix konnten

sich über die Verfügung des Grafen hinsichtlich des Gefangenen nicht genug wundern; auch erfuhr Keiner von Beiden vom Grafen den Grund der Freilassung des jungen Montpensier und dessen Knappen; eben so klüglich verhehlte er ihnen die Unterhandlung zwischen ihm und der Dame Jeanne; der Graf war nämlich aus der Zahl derjenigen, denen ihr Gewissen keinen Vorwurf macht, wenn sie schlechte Menschen zu Werkzeugen gebrauchen, die aber zugleich schlechte Menschen von diesem Schlage ganz durchschauen, und sehr wohl einsehen, daß es vorsichtig gehandelt sey, Menschen ohne Grundsätze zu mißtrauen.

Er theilte sohin dem Prior und dem Sire Evan nur das mit, was er nicht verschweigen konnte, im Falle er gewisse Entwürfe durchsetzen wollte, wozu die Mitwirkung von Leuten, die keine andere Eigenschaft hatten, als die Ehrlichkeit, nicht zureicht. De Foix wußte, daß Sire Evan aufbrausend und unvorsichtig sey, der Prior aber Tücke mit Habsucht vereine; sein ganzes Vertrauen schenkte er ihnen daher nur, wenn er auf's Aeußerste gebracht war.

Auch möge sich der Leser mit lebhafter Phan-

tasie in den Jammer der beklagenswerthen Jeanne von Boulogne hineinfühlen, welche doch in den schmerzlichsten Augenblicken ihres Elendes der Gedanke tröstete, durch ihr erhabenes Opfer die Lebensretterin des edlen Jean von Montpensier geworden zu seyn, auch stützte sich ihre von dem heiligsten Glauben durchglühte Seele auf die Ueberzeugung, daß sie den bessern Theil gewählt, indem sie die Reue vermindern, die unausbleiblich gewesen wäre, hätte sie zur Rettung des Geliebten nicht Allem aufgeboten, als wenn sie der täuschenden Hoffnung eines äußerst ungewissen irdischen Glückes sich würde überlassen haben.

Isabelle besuchte die arme Jeanne, und traf sie noch höchst leidend in Folge des schweren Grames, der sich ihrer bei dem entsetzlichen Vorfalle in der Betkapelle des Grafen bemächtigte. Als Jeanne fühlte, daß ihre Kraft wiederkehrte, weihte sie ihre Freundin in das ganze Ereigniß ein; die leicht reizbare Isabelle brach dabei bald in Thränen aus, bald in Verwünschungen gegen den Grafen de Foix über sein grausames Benehmen gegen die hochherzige Jeanne. Diese aber betheuerte ihren unerschütterlichen Entschluß der Eidestreue, und daß sie sich

alle Mühe geben wolle, nach glücklicher Abreise Montpensier's aus dem Schlosse, des Geliebten Bild aus ihrer Seele zu verdrängen.

Jeanne heiligte mit Thränen diese Worte; denn mit einer kräftigen Seele und mit einem standhaften Charakter, paarte sie auch alle weichen Gefühle, und so manche Schwäche ihres Geschlechtes. Sie vertraute Isabellen die Ueberzeugung, daß sie durch Abschiednehmen von dem jungen Grafen sich die Last ihres Grames wesentlich erleichtern würde, indem sie dann mit größerer Fassung die schwere Aufgabe, ihn zu vergessen, lösen könnte. Dieß war jedoch eine Selbsttäuschung der unglücklichen Jeanne von Boulogne, die in diesem Augenblicke nicht erwog, daß ihr Schmerz gerade erst durch die letzte Unterredung, die sie so dringend wünschte, erweichen müße, wie es immer der Fall ist bei treu liebenden Herzen, welche, von einem grausamen Geschicke getrennt, hoffnungslos den Jammer des Abschiedes theilen. Der letzte Blick und die letzten Worte in der Trennungsstunde, leben ungeschwächt mit allen jenen Foltern im Gemüthe fort, welche das Gedächtniß, den friedlichen Himmel zartfühlender Her-

zen trübend, aus dem Grabe der Vergangenheit so dienstfertig heraufbeschwört.

„Wenn ich nur noch Abschied von ihm nehmen dürfte,“ sehnte sich Jeanne von Boulogne, „ist mir's doch, als fielen mir dann meine Leiden minder schwer, und jetzt mag mir ein solches letztes Stündchen wohl noch vergönnt seyn. Hat der Graf aber einmal über meine Hand zu Gunsten eines Andern entschieden, was wohl geschehen dürfte, dann muß ohnehin alle Vergangenheit für mich aufhören. Mit Entsetzen würde ich in solchem Falle einer frühern Zeit mich erinnern, denn ein Weib, Isabelle, die in ihrem Herzen noch Raum findet für den leisesten Gedanken an einen Andern, als an ihren Gatten, und kämen sie auch nie über ihre Lippen, kann nicht in fleckenloser Herzensreinheit vor dem Auge Gottes bestehen, vor dem die innersten Geheimnisse enthüllt liegen. Noch ruht keine Verantwortung auf dem letzten Abschiede, laß mich ihn also nehmen, und — doch nein!“ fuhr sie seufzend fort, „selbst diesem einzigen Wunsche will und muß ich entsagen; käme meine letzte Unterredung zur Kunde des Grafen des Foix, so würde er zweifeln an der Heiligkeit meines Eides, und das Leben des Grafen

von Montpensier neuerdings bedroht werden, und somit seh' ich auch meine letzte Hoffnung auf Erden zu Grunde gehen.«

„Sie soll nicht zu Grunde gehen," tröstete sie Isabelle mit theilnehmender Güte, „ich stehe für jedes Ereigniß; Jean von Montpensier soll selbst für den Fall der Entdeckung dieser Zusammenkunft nichts zu fürchten haben. Ich sende ihm eine schriftliche Einladung, heute Abend im westlichen Theile des Schlosses zu erscheinen, dessen Pforte ich ihm, damit sonst Niemand etwas davon erfahre, selbst aufschließen will; dann magst du in der kleinen Betkapelle neben meinem Gemache Abschied von ihm nehmen."

Auch hier benahm Isabelle sich wieder ohne alle Ueberlegung, bloß nach dem augenblicklichen Eindrucke. Ritter Eustace hatte von ihr bereits die Zusage, daß sie ihn an diesem Abende sprechen wolle; sie dachte aber weder daran, daß der Ritter vergebens ihrer harren würde, noch an alles Widrige, was deßhalb späterhin für sie selbst daraus entstehen könnte; ihr war jetzt nur um ihre betrübte Freundin zu thun, und dieser zu Liebe spann sie nun ganz geschäftig ein Plänchen aus,

welches ihr aber die Erfüllung des dem Ritter Eustace wegen der Zusammenkunft gegebenen Versprechens unausführbar machte. Isabelle schrieb nun an den Grafen von Montpensier, und richtete den Inhalt so ein, daß er für den Fall einer Entdeckung sie allein als die Unternehmerin bezeichnete. Zum Besteller des Briefes an den jungen Grafen, mit dem Auftrage, sehr behutsam zu verfahren, und Niemand etwas davon mitzutheilen, wurde Will vom Westen ausersehen. Zum Vollzuge dieser Weisung Isabellen's machte sich der junge Page bereitwillig und hurtig auf die Füße.

Möge ja eine Leserin aus unsern Tagen das Benehmen der Dame Jeanne, indem sie eine nächtliche Unterredung mit ihrem Heißgeliebten einleiten ließ, nicht mißdeutend tadeln. Das vierzehnte Jahrhundert hatte ganz andere Sitten als unsere Zeit; man überschätzte damals nicht so sehr, wie jetzt, den Außenschein des Lebenswandels, dennoch schmückte auch in jenen, wie in unsern Tagen, das Gemüth der Damen ganz besonders ein ächt zartes Gefühl.

Jeanne von Boulogne verband mit einer offenen Seele ein silberreines Herz. Man darf zwar

als richtig annehmen, daß die Frauenzimmer durch die feinere moderne Erziehung keine von ihren Grundeigenschaften verlieren; allein es werden ihnen fremdartige Gefühle angekünstelt; in unserer Zeit bemühen sich sohin die jungen Mädchen weit mehr den Schein zu retten, als das Seyn zu bewahren. Die Gemüther beider Geschlechter ziert nichts so sehr, als ein wahrer, aufrichtiger Charakter; dieser aber verwischt sich unter der glättenden Hand einer täuschenden Verstellungslehre, während man die gerade einfache Wahrheit jener vergangenen Jahrhunderte, die in ihrem arglosen Thun nicht in den Mantel des Scheins sich hüllte, nur allzugerne als einen Fehler der Erziehung in Bezug auf äußeres Benehmen schilt. Nach dem Unterrichte gar vieler Mütter müssen jetzt di: Töchter vor der Welt im Lichte leibhafter Engel erscheinen, indessen sie unbemerkt ein Leben voll Betrug und Lüge führen.

Der Zufall fügte es, daß Will vom Westen, als er mit dem Briefe Isabellen's von Greilly das Gemach derselben verließ, dem Pater Prior in den Wurf kam, der sich so eben vom Grafen de Foix beurlaubt hatte, um sich auf einige Zeit nach dem Marienkloster in Orthez zu begeben. Der Prior

schien sehr bestürzt. Es konnte ihm nicht entgehen, daß alle seine argen Kniffe und Umtriebe an der durch Gewohnheit verjährten herzlichen Liebe des Grafen für Eustace scheiterten, und es wurde ihm ernstlich bange bei dem Gedanken, daß es de Foix an Muth gebrechen könnte, sich von dem Jünglinge zu trennen, wenn nicht irgend ein zur Abreise drängendes Mittel gefunden würde, indem es sich sonst wohl noch fügen möchte, daß Eustacen's Pflegevater ihn nicht bloß in das Schloß, sondern selbst wieder zu Gnaden aufnehme.

Ungeachtet all' seiner Umsicht hatte Philipp in seinem Plane diesen Punkt doch nicht erwogen. Er hatte zum Untergange Eustacen's alles gethan, was in seinen Kräften lag, und des Jünglings räthselhaftes Benehmen, seine wahrscheinliche Verbindung mit höllischen Wesen, den Verdacht, daß er ein Kundschafter des Feindes sey; und sein geheimes Liebesverhältniß mit Isabellen, zu einer schauderhaften Schilderung für den Grafen de Foix zusammengestellt. Dem Prior leuchtete es ein, daß, wenn Eustace nach allen diesen Vorgängen dennoch fortan im Schlosse verweilen dürfte, jene neu beseelte Neigung, welche gewöhnlich durch eine Ver=

söhnung von Personen, die sich herzlich lieben, erzeugt wird, den Grafen nicht blos zur Vergebung des Geschehenen, sondern wohl gar zur Einwilligung in die Verbindung des jungen Ritters mit Isabellen verlocken möchte.

„Käm' es einmal so weit,“ dachte der Prior, „dann wären auch die reichen Besitzungen Isabellen's für das Marienkloster unrettbar verloren. An mir soll es nicht fehlen, diese junge Schlange vom Herzen des Mädchens zu reißen. Sobald mir nur dieß gelungen ist, dann werde ich Isabellen mit ihrer thörichten Liebe schon so weit zu gängeln wissen, daß sie sich freiwillig in ein Kloster begiebt, um darin die Qualen ihres zerbrochenen Herzens zu begraben. Eustace ist ganz dazu gemacht, in der Uebereilung den Tod in der nächsten Fehde zu suchen, und Fehden sind ja an der Tagesordnung. Möge mir die heilige Jungfrau beistehen, daß ich dieses zweifache fromme Werk glücklich zu Stande bringe, und sie soll, ich schwör' es bei Gott, eine neue Altarnische von Silber von mir zum Dankopfer erhalten!“

Der Prior schlug bei diesem Eide ein Kreuz, und erneuerte den frommen Entschluß, von dem

Vollzuge seines Planes nicht abzulassen. Im Schloßhofe begegnete ihm Bruder Johannes, der Chronikschreiber, die Stute am Zügel haltend, auf welcher der Prior, in seiner Begleitung, nach dem Kloster der heiligen Maria ziehen wollte. Eben setzte Philipp den Fuß in den Bügel, als er Will vom Westen über den Schloßhof mit forschenden Blicken schreiten sah, eine von seinen Händen im Wamse bergend.

„Der verwegene Page,“ äußerte Philipp, der nach einem Gegenstande haschte, woran er sein Müthchen kühlen konnte, „hat bei uns noch eine dreitägige Kerkerstrafe und tüchtige Geißelhiebe zu empfangen, die wir, sobald wir Zeit dazu finden, ihm zutheilen wollen. Wir gedenken ihm schon den Glauben an die von unserer heiligen Mutter gewirkten Wunder einzubläuen. Euch überlasse ich die Sorge, Bruder Johannes, daß durch tüchtige Aufzählung die Ehre unserer Kirche auf seinem Rücken verherrlichet werde. Sagt ihm, er soll sogleich vor mir erscheinen, denn es dünkt mich, er wolle uns entschlüpfen. Wo aus, Bursche?“ fragte der Prior rauhen Tones den Pagen, als er ihn nun Aug' in Auge vor sich hatte.

„Ich habe etwas Weniges zu thun," erwiederte Will listig.

„Und was hast du zu thun?" forschte der Prior.

„Fremde Aufträge zu besorgen," entgegnete der Page, ohne eben besonders ehrerbietig gegen den hochfahrenden heiligen Mann zu seyn.

„Demnach gelüstet es mich, sie selbst zu besorgen," fuhr der Prior fort, „denn es ist meine Pflicht, dich an den Ort des Empfanges deiner Züchtigung zu bescheiden. Auf der Stelle eröffne mir dein Vorhaben, wenn du nicht das Aergste gewärtigen willst! Was für ein Blatt schielt da aus deinem Wamse hervor, als sehne es sich nach Freiheit? Also: wohin des Weges?"

„Ich muß mich des Auftrages einer Dame entledigen," antwortete der Page.

„Einer Dame? Ei," rief der Prior, „da wittere ich Unrath. Sag' an, was ist dein Beginnen?"

„Auf diese Art würde ich dem Auftrage der Dame nicht genügen," erwiederte der Page, „denn ich hörte kein Wort davon, daß Ihr ihn auch erfahren solltet."

„Ich bin Beichtvater in diesem Schlosse," äu-

ßerte der Prior, „und kann es in solcher Eigenschaft keineswegs billigen, daß Damen unbärtige junge Bursche als geheime Sendlinge benützen. Also — ohne weiters heraus mit der Wahrheit!“

Will vom Westen griff zu der Nothlüge, daß er einen Brief der Dame Isabelle an eine Nonne vom Orden der barmherzigen Schwestern in Orthez überbringen müsse. Wie so viele junge Leute war auch Will herangewachsen, ohne den Werth der Wahrheit würdigen zu lernen. Von den schlimmen Rückwirkungen unbedeutender Lügen auf das Gemüth, wußte er nichts; mit Lügen, welche wir „unschuldige“ oder „weiße“ nennen, hatte er die Uebung begonnen, und es in niedrigen und verabscheuungswürdigen Lügen nach und nach zur Geläufigkeit gebracht. Leichtfertig ist die Lüge, und ist man nur einmal damit vertraut, so benützt man sie gerne als ein stets bereites Hülfsmittel; darum sollte die Jugend sich sorgsam vor der ersten Lüge wie vor einem Krankheitsstoffe scheuen, der sich mit dem Blute vermischt, und gewöhnlich einen tödtlichen Ausgang herbeiführt.

Der Prior erwiederte auf die Nothlüge des Pagen: „Behändige mir nur den Brief; ich mache

auf meinem Ritte zum Kloster der heiligen Maria den barmherzigen Schwestern ohnehin einen Besuch und kann also den Brief gleich selbst bestellen.“

Durch eine zweite Lüge mußte Will nun die erste retten. „Nein,“ entgegnete er,“ ich muß den Brief persönlich übergeben, und die Antwort auch so entgegennehmen.“ Durch die halbgeschlossenen Augenlieder blickte der Prior auf den Jüngling, und bemerkte, wie ihm bei diesen Worten die Verlegenheit das Blut in die Wangen trieb; Will's Lüge war ihm klar; die Jugend ist noch nicht völlig verderbt, so lange noch ihr edleres Gefühl durch Erröthen sich verkündet, wenn eine Unwahrheit über ihre Lippen kommt.

In der Absicht, durchaus die Wahrheit zu erfahren, erwiederte der Prior: „Auch die Antwort will ich selbst besorgen, mein holder Page, denn ich komme heute noch nach Orthez zurück.“

In seiner Verlegenheit griff Will abermals zu einer Lüge: „Ich muß aber auch noch, bevor ich mich entferne, mit Jemanden im Schlosse sprechen, und kann also nicht länger bei Euch verweilen.“

„Nicht so,“ versetzte der Prior, „nur her mit dem Briefe, ich übergebe ihn, und du kannst uns

später im Kloster der barmherzigen Schwestern aufsuchen.“

Will ließ sich nicht darauf ein, und log, und setzte seine Weigerung fort, bis der Prior ihn drängte, den Brief vorzuweisen, um zu sehen, an wen er gerichtet sey, und ob die Aussagen des Pagen wahr sey. Sofort riß er dem Jüngling das Schreiben aus dem Wamse und las: „An den ehrenwerthen Grafen Jean von Montpensier“ — „Ei, mein kluger Page,“ spottete Philipp, „das ist ja gar ein frommer Titel für eine barmherzige Schwester. Lügnerischer, frecher Bursche! Für die Ueberlieferung dieses Briefes werde ich sorgen, dich aber soll deine Strafe ereilen, was ich mir bei dem Grafen von Foix schon zu rechtfertigen getraue. Bruder Johannes, geleitet diesen Pagen auf Eurer Stute in das Minoritenkloster, und laßt ihn dort seine Geißelhiebe und seine dreitägige Kerkerstrafe sogleich bescheeren, thut auch noch etwas Uebriges für sein Lügengewebe.“

Dieß war deutlich genug; denn Bruder Johannes errieth gleich den Wunsch des Priors, sich den Pagen vom Halse zu schaffen, um zu erfahren, was im Schreiben stehe. Was nun geschah, war

einfach folgendes: Will mußte das Pferd besteigen, und sich vom Chronikschreiber in das Kloster der heiligen Maria bringen lassen. Behutsam lösete nun Pater Philipp den Schließfaden vom Schreiben, las es, befestigte ihn wieder, und befahl seinem Diener, das Schreiben unverzüglich und vorsichtig dem Grafen von Montpensier zu behändigen.

Nun war des Priors erstes Geschäft, den Ritter Eustace von der Zusammenkunft in Kenntniß zu setzen, welche seine Herzallerliebste mit dem jungen Grafen veranstaltet hatte. Die Zuthat von Ränken wollen wir hier nicht näher berühren, womit Prior Philipp Eustacen's Eifersucht aufstachelte, den die Kunde höchst schmerzlich ergriff, daß seine angebetete Isabelle in der That den Grafen von Montpensier zu einer Unterredung in ihrer Betkapelle in der Nacht vor seiner Abreise eingeladen habe. „Nein," rief er, „Ihr seyd irregeführt, Pater Prior, ich halte es für unmöglich!"

„Ihr dürft ja nur unter dem Fenster zur bestimmten Stunde Spähe halten," erwiederte Philipp, „um Jean von Montpensier in Treuliebchens Gemache schlüpfen zu sehen."

Jene Worte, die einst Isabelle zu dem jungen

Grafen gesprochen, da er nur noch Sire Equitan hieß, tauchten mit neuem Leben in Eustacen's Gedächtnisse auf, doch erwähnte er nichts davon gegen den Prior; mit namenlosem Kummer und Aerger erinnerte er sich zugleich an die Zusage Isabellen's, seiner nach Aufgang des Mondes im Garten unter den Akazienbäumen zu harren. Herzzerreißend war ihm der Gedanke einer so schrecklichen Täuschung nach einem so feierlichen Versprechen der Zusammenkunft. Er wollte also, nach dem Rathe des Priors, unter den Fenstern des Schlosses mit seinen eigenen Augen sich überzeugen.

„Vor Eurer persönlichen Ueberzeugung," bemerkte Philipp, „muß alle Täuschung schwinden; Ihr werdet an ihrer Falschheit nicht mehr zweifeln können."

„Sollte dieß der Fall seyn," versetzte Eustace, „dann ist mein Loos geworfen; ich ziehe dann alsogleich, und wohl für immer, aus dem Schlosse ab. Mißgeschick kann mich nicht beugen, ich würde es männlich dulden, allein wenn Isabelle an meiner Liebe zur Verrätherin wird, dann vermag das Leben mir nichts mehr zu bieten. Der Zufall soll mich in die Welt geleiten, und die Hoffnung auf

innere Ruhe wird nur in jener Stunde mir tagen, da meine Augen im Tode brechen, aus welchen, bei der bloßen Besorgniß von Isabellen's Treulosigkeit, bittere Thränen quellen.«

Nichts konnte für Philipp erwünschter seyn, als dieser Vorsatz. Sein einziges Dichten und Trachten war ja immer, doch einmal die Liebenden zu trennen, und Eustacen vom Hofe zu Orthez wegzubringen; gewiß war an der Zusammenkunft Montpensier's mit der Dame Isabelle, unter allen Personen, die dabei in's Spiel kamen, dem Prior am Meisten gelegen, obwohl aus ganz andern Rücksichten. Gierig zählte er jede Stunde bis zum Anbruche der Nacht, und sann hin und her, was besser in seinen Kram passe, mit Eustacen zu spähen, wenn der junge Graf sich zu Isabelle schliche, oder berechnend erst dann auf das Wild sich zu stürzen, wenn es schon durch einen Andern würde erschöpft seyn. Am Schlusse seiner Erwägungen wünschte sich der hochwürdige Prior selbst Glück zu seinen gottesfürchtigen Entwürfen, und pries die heilige Jungfrau für die huldreiche Aufnahme seines Gelübdes, da er den aufgestöberten Brief und die Vortheile, welche er ihm verhieß, für eine

augenscheinliche Ankündigung der Mutter Gottes erkannte, seine Hoffnungen erfüllen zu wollen.

Der Leser wird keiner nähern Nachweisung bedürfen, daß Pater Philipp kein religiöses Gefühl in seinem Herzen trug; da er jedoch von Jugend auf im römischen Glauben war unterrichtet worden, hatte er auch die Schattenseite desselben angenommen, und beruhigte sein Gewissen, das in Bezug auf des Priors Seelengebrechen weder scharfblickend noch zu Vorwürfen besonders geneigt war, durch Einhaltung gewisser äußerer Förmlichkeiten, deren Vollzug weder die Entsagung einer Leidenschaft, noch das Aufgeben irgend einer Missethat bedingt.

9.

Es ist nun an der Zeit, den jungen Pagen wieder aufzusuchen, welcher auf seiner Wanderung nach dem Kloster der heiligen Maria zu Orthez, wider seinen Willen den Bruder Johannes zum Geleitsmanne erhielt, wie wir dem Leser bereits erzählt haben. Angekommen mit seinem Wächter im innern Hofraume des Klosters wurde er sogleich der Aufsicht eines Ordensbruders empfohlen, dem im Vertrauen auf seinen eigenthümlichen Charakter

und auf seine vielfach erprobten Fähigkeiten, zum Vortheile Anderer, insbesondere aber seiner Vorgesetzten, zu wirken, in den angezogenen Grenzen des Reiches, worin Prior Philipp seine Alleinherrschaft nach Belieben ausübte, mancherlei Aemtchen übertragen waren.

Bruder Bernhard versah die Stelle eines Hauptpförtners und Beschließers; auch Kellermeister war er, als gediegener Feinschmecker von gutem altem Burgunder, Claret und Sect, worin ihn Niemand erreichte; sah man ihn das helle Glas mit dem perlenden Weine gegen das Licht halten, und diesen die Farbe prüfend beschauen, dann aber den Inhalt schlürfen, so mußte man unwillkührlich dem Verfahren eines ächten Kenners alle Gerechtigkeit zugestehen. Pater Prior hätte zum Weinkiesen keinen tauglichern Mann finden können. Im Verwerthen des Weizens und der Gerste, die auf den Feldern des Klosters gediehen, suchte er gleichfalls seines Gleichen; außerdem verstand er auch das Brauen und Destilliren, daher Bernhard eben so im Bräuhause des Klosters der heiligen Maria alle Anordnungen zu treffen hatte.

Alle diese namhaften Talente genügten jedoch

dem Ehrgeize des thätigen Bruders nicht, der noch weit mehr Werth auf seine Kenntnisse als Arzt und Wundarzt legte, indem er sofort als Heilkünstler den Mönchen des Klosters diente. Dazumal ging die Arzneikunde mit der Sterakunde noch Hand in Hand, und Niemand schenkte sein Vertrauen einem Arzte, der nicht zugleich Sternkundiger war. Zum Besten der leidenden Menschheit wa: Bruder Bernhard sohin ein Sternkundiger, im gemeinen Leben „Sterndeuter" genannt. Ungeachtet dieser ernsten Beschäftigungen hatte er doch ein fröhliches Gemüth, und zog einen Becher Wein immer einem vollem Weihbrunnkessel vor. Daß er seine Tränklein und Essenzen als ein grundgelehrter Mann zu mischen verstand, wußte man weit und breit, doch Niemand sah ihn jemals selbst davon Gebrauch machen, wodurch er dem Grundsatze wahrhaft liberaler Menschen huldigte, daß man dem Heile Anderer, ohne im Mindesten den eigenen Vortheil im Auge zu haben, jedes Opfer bringen müsse.

Vor seinem Eintritte als Bruder in das Kloster der heiligen Maria, beschäftigte sich Bernhard mit dem Verkaufe päpstlicher Ablaßzettel, die er in einem geweihten ledernen Sacke, gleich einem Tröd-

ler oder herumziehenden Krämer, auf seinem Rücken von Stadt zu Stadt geschleppt hatte, um Geld zusammenzuscharren, theils für den Papst, theils auch für sich selbst, für seinen eigenen Vortheil besorgt.

Ueberall, wohin sein Weg ihn führte, fand Bruder Bernhard die freundlichste Aufnahme; er verstand sich auf das Erzählen, auch auf das Singen hübscher Lieder, handhabte tüchtig den Becher, und wie schwer auch eine Sünde auf irgend einer armen Seele lasten mochte, so gebrach es ihm doch nie an Tröstung für eine solche. Man sagte, seine Ablaßzettel hätten sogar Gültigkeit für künftige Sünden gehabt, und wären gerne mit Thalern bezahlt worden. Im Laufe der Zeit flossen die anfänglich reichen Einnahmen freilich immer kärglicher, auch mochte wohl der wackere Bernhard an dem lästigen Hausiren satt bekommen, und deßwegen im Kloster der heiligen Maria Ruhe gesucht haben, dennoch flüsterte man sich in's Ohr, daß er, der dem Papste jahrelang als Absetzer seiner Ablaßzettel gedient, bisweilen, unter der Hand, aus dem Handel damit, immer noch ein fettes Profitchen für sich gezogen habe.

In seiner Zelle, inmitten von Kräutern, Heiltränke, Sternhöhenmesser und dergleichen Bezeichnungen seines weitverzweigten Berufes, saß der wackere Bruder Bernhard, den wir eben im Umrisse geschildert, als der junge Büßling ihm vorgestellt wurde. Der Page fand eben nichts Anwiderndes im Aeußern Bernhard's, der ihm als ein kleines, unförmliches, quabbeliges Männlein erschien, dessen rothe Gesichtsfarbe der Wiederstrahl des Weines war, über den man ihm ein vollgenügendes Urtheil zugestehen mußte. Verschmitzter Frohsinn, welcher aus seinen blitzenden grauen Augen und aus seinen Zügen leuchtete, verriethen mehr die Natur des jovialen Kellners in einer Schenke, als die steife Würde eines Arztes. Er war mit dem Ordenskleide der Benediktiner angethan. Ein Rosenkranz und ein Bund Schlüssel zierten seinen Gürtel. An der Wand gewahrte Will auch eine Menge Schlüssel, in einer Reihe geordnet, und mit Hinweisung auf die Thüren, welche sie aufschlossen.

Ganz kurz erzählte Johannes der Chronikschreiber die doppelte Strafverwirkung des Will vom Westen, und übergab ihn demnach vorläufig der

Aufsicht des Bruders Bernhard, welcher versicherte, daß jener nirgends besser aufgehoben seyn könne. Bruder Johannes ließ nun den Gefangenen bei seinem neuen Wächter, und begab sich wieder in sein Gemach, um sich daselbst mit der Auslöschung der Schriften des armen Titus Livius zu beschäftigen, auf daß er ein reines Pergament gewinnen möge, bestimmt zum Niederschreiben seiner Chronik, die ihm weit wichtiger dünkte.

Unter vier Augen übten Will und Bernhard nicht die bedenkliche, oder nach der Benennung Anderer, die ungesellige Tugend des Stummbleibens. Sie wußten, daß ein freundliches Plaudern dem Wächter sein Amt, und dem Gefangenen seinen Zustand auf eine angenehme Weise erleichtern könne, begannen sofort auch damit, und weil Beide Neigung zu frohsinnigem Verkehre hatten, verstanden sie sich bald auf's Beste.

Durch seine Abneigung gegen Peitschen und Geißeln zum bloßen Vergnügen, oder zur Sättigung von Rachsucht, unterschied sich Bernhard von vielen seiner Ordensbrüder; daher regte sich auch in seinem Herzen Mitleid mit dem Pagen, wohl auch durch die Vermuthung noch gehoben, daß

vielleicht der ränkesüchtige Bruder Johannes durch künstliche Lenkung der Fäden das Wunder der heiligen Jungfrau, welches den Pagen zu dem unvorsichtigen Lachen reizte, mochte bewirkt haben.

Verhalte sich's nun, wie immer, Bernhard wollte seinem innern Drange genug thun, dem Will vom Westen seine bedauernswerthen Verhältnisse erträglicher zu machen, und indem er an die Gefühle des Jünglings seinen eigenen Maßstab legte, hielt er einen Humpen unverfälschten Rebensaftes für den tröstendsten Sorgenbrecher eines gefühlvollen Menschen, schaffte ihn zur Stelle nach der Lehre: „Benimm dich gegen Andere, wie du willst, daß man sich gegen dich benehme,“ und kredenzte dem Pagen einen vollen Becher, indessen er einen zweiten zu seiner eigenen Labung füllte.

„Wohlan, trink, Opferlämmlein der Verfolgung,“ mahnte Bruder Bernhard, „zwar erwartet dich hier deine Strafe, weil du gegen das arme Kloster, von dem ich ein unwürdiges Mitglied bin, dich gröblich verfehlt hast, und dir Aeußerungen gegen unser Oberhaupt erlaubtest, die fernab vom Wege der Wahrheit lagen, darum auch unter meiner Aufsicht stehest, dennoch will ich freudiger durch

einen Trunk guten Weines dafür sorgen, daß dir die Lüge nicht in der Kehle stecken bleibt, als dir diese Lüge durch Hiebe auf deinen Rücken aus dem Leibe hinausgebläuet wissen. Trink demnach, und sey der Buße eingedenk, denn du siehst mir gerade darnach aus, daß dir die Strafe für deine Sünden schwerer auf dem Herzen liegt, als die Last deiner Sünden."

„Errathen, hochwürdiger Herr," erwiederte Will, den Wein kostend, „und so verhält es sich häufig bei Sündern, gegen die ich nur ein Stümper bin. Erklärt mir aber doch, — Euer gemüthliches Wesen flößt mir Vertrauen ein, — erklärt mir doch, welchen Zweck denn eigentlich diese frommen Männer und geweihte Geißelhiebspender erreichen wollen, deren heiliger Eifer sie zu dem Wahne verblendet, daß mein blauer Rücken die Kirche verherrlichen werde?"

„Gemach, mein Sohn!" unterbrach ihn Bernhard, wobei er sich anschickte, eine gewisse Feierlichkeit in seine Züge zu legen, „setze in deinen Aeußerungen die Ehrfurcht vor den Dienern der Kirche nicht aus den Augen. Du hast dich schwer vergangen, und allerdings eine heilsame Strafe

verschuldet; deßwegen brauchst du dich aber nicht der Verzweiflung zu überlassen. Die Geißel wird deinem Rücken so lange zusprechen, bis du zur Erkenntniß deiner Sünde gelangest; hierauf wirst du einige Tage bei Wasser und Brod im Kerker sitzen, und dich, zum Zeichen, daß es dir mit der Buße Ernst sey, eigenhändig freiwillig geißeln, sodann aber hoffentlich als ein neugeborner Mensch wieder in die Welt treten, durch diese reinigende Kur eines Gläubigen von den Schlacken einer im Irrthume befangenen Seele gesäubert.“

„Mich freiwillig geißeln!“ rief Will zurückschaudernd, „auch noch freiwillig geißeln, wenn man meinen Rücken schon zu Spreu gedroschen hat, wie der Bauer die Getreidehalme in der Scheune. Nein, Bruder Bernhard, nicht um aller wunderthätigen Muttergottesbilder der ganzen Christenheit willen, gedenke ich so schmachvoll meinen Körper zu mißhandeln, und auch nur einen Finger gegen ihn zu erheben. Gibt es denn gar kein Mittel, mich dieser geheiligten Quälerei, einer wahren Teufelserfindung, zu entziehen?“

Bernhard machte eine mißbilligende Kopfbewegung. „Junger Page,“ sagte er, „deine verwe=

genen Aeußerungen und dein ehrfurchtloses Benehmen verrathen, wie ich mit Kummer gewahre, mehr Anlage in dir zum Vortrage lüsterner Lieder und zum Gekose mit Mädchen, als zum Auffassen der Gebräuche unserer heiligen Geheimnisse. Verliere aber darum den Muth nicht; du bist noch jung, und die Weisheit pflegt in keinem Haupte einzukehren, über welches erst fünfzehn Sommer hingeschwebt sind. Die Kirche schaut allerdings nicht darauf, und greift mitunter zu empfindlichen Strafen; dennoch gibt es Menschen, — frisch, deinen Becher wieder gefüllt, damit ich dir auf Vertrauterwerden Bescheid thue, — fürwahr, ein Kernweinchen, dieß da, welches ich schon drei Jahre lang unter Verschluß halte, das weder einen Faß- noch Fruchtgeschmack angenommen, sondern ausgegohren hat, geistig und ein wahres Arom ist, — dennoch gibt es Menschen, muß ich dir sagen, welche die Mitternacht gelehrten Betrachtungen der Sterne weihen, um die günstige Stunde zur wirksamen Mischung von Heilmitteln aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineralreiche für die leidende Menschheit zu ermitteln.

»Gebt mir doch gefälligst Aufschluß, Bruder

Bernhard," sagte Will vom Westen, „wie dieß zur Geißelung paßt? Ich möchte gar zu gerne ein Mittel zur Wahrung meines Fleisches wissen, welches eben so fein und seines Nutzens wegen mir in gleichem Grade werth ist, wie Eurer Kirche jenes aus Eichenholz geschnitzte, alte, rauchgebräunte Heiligenbild wegen seiner Wunder."

„Halt ein!" gebot Bernhard, „bei dem Becher darf von keinen andern als solchen Dingen die Rede seyn, welche der Witz erzeugt, der aus dem Weine sprüht; außerdem müßte ich deine Worte dich büßen lassen. Dein Spott über einen irdischen König wäre verzeihlicher, als über das Bild der hohen Königin des Himmels. Wie ein gelehrter Arzt zu deinem zerbläuten Rücken passe, hast du gefragt? Ei, auf alle Weise!" —

„Darüber wünschte ich einen kurzen Bericht," versetzte der Page, „da diese Angelegenheit unmittelbar meine Person betrifft."

„So höre!" begann Bernhard, „verlaß dich ja nicht darauf, daß der heilige Prior dieses Klosters, welcher auf der Bestrafung deiner Sünden beharret, auch nur den mindesten Theil der Buße dir zu schenken geneigt sey. Noch vor Ablauf von

drei Tagen wird die Geißelung deines Rückens so lange Statt finden, bis jeder Hieb dir ein Gestöhne entpreßt, und die Haut deines Rückens sich loslöset, wie der Flachs vom Rocken, und um den Strick sich windet, womit die Züchtigung für deinen Frevel vollzogen wird.«

„Genug, um Gotteswillen, genug!« rief der Page, „verschont mich mit einer doppelten Geißelung, verehrtester Brüder Bernhard, zuerst durch die Schilderung, dann durch die That; denn jedes Wort aus Eurem Munde durchschaudert mich mit dem ganzen Schmerze der drohenden Qual. Laßt's bei der Nachricht meiner bevorstehenden Durchfuchtelung bewenden, aber malt mir nicht schon zuvor jeden Geißelhieb aus.«

„Gut,« erwiederte Bernhard, „sehr gut, ganz philosophisch, nach der Bezeichnung von uns Gelehrten von Profession, auch ganz im christlichen Sinne nach dem Ausspruche der Bibel: „Es ist genügend, daß jeder Tag seine Plage bringe.« Vernimm demnach, mein Sohn, daß ich aus Liebe zu deinem heitern und mitunter verwegenen Wesen, desgleichen aus inniger Theilnahme mit deiner Jugend, dich mit einem herrlichen, eigenhändig berei-

teten Einschläferungsmittel beglücken will, von so unvergleichlicher Heilkraft, daß die Ahnung von der zur Destillirung desselben nöthigen Kunst den berühmten Wundarzt Wilhelm von Harsley zur Verzweiflung bringen müßte.“

„Als Seine Majestät der König von Frankreich auf dem Siechbette lag, würden diesen Monarchen wohl auch noch andere Männer geheilt haben, ohne daß es nöthig gewesen wäre, diesen Meister Harsley, der ein gewandterer Geizhals, denn ein Heilkünstler ist, aus Toulouse kommen zu lassen. Der heilige Orden, welcher gewisse Aerzte zu seinen Mitgliedern zählt, macht es diesen durch seine Anordnungen zwar unmöglich, am Hofe des Königs zu erscheinen, dennoch vermöchten sie gar wohl zu beweisen, daß Meister Harsley mehr Geschick besitze, dem Könige die Dienste einer alten adeligen Pflegerin zu leisten, als die Kenntnisse eines ächten Heilkünstlers zu bewähren.“

„Dennoch gelang es dem Meister Harsley den König wieder herzustellen,“ entgegnete der Page, „als alle anderen Aerzte ihre Heilungsversuche schon vergebens erschöpft hatten.“

„Spiel des Zufalls, weiter nichts,“ erwiederte

Bernhard, „die Behandlung wurde eben so wenig kunstgerecht vorgenommen, als der Seefahrer im Stande ist, die Ursache der Richtung der Magnetnadel nach Norden anzugeben, obgleich er steuernd den Compaß diese neue Erfindung zu seinem Wegweiser erwählt.“

„Und doch darf er sich auf die Richtung der Magnetnadel vollkommen verlassen,“ versetzte der Page, „und ist nur einmal der Nutzen einer Sache außer Zweifel, so ist an der Ursache wenig gelegen. Fahret jedoch in meiner Angelegenheit weiter, so es Euch beliebt, theuerster Bruder Bernhard,“ fügte Will bei, der sich sehr darnach sehnte, daß jener von der fremden Bahn, auf die ihn eine kleine Regung des Neides gegen den berühmten Meister Heilkünstler verlockt hatte, wieder einlenke.

„Mein Rath wäre demnach,“ bemerkte Bernhard, „deinen Rücken, so wie einmal die Geißelhiebe richtig aufgezählt sind, mit Salz und Pfeffer einzureiben, damit der Umlauf des Blutes nicht gestört werde, was leicht Anlaß zu einem fressenden Geschwüre geben könnte. Ein fressendes Geschwür aber, mein Sohn, verursacht —“

„Ich brauche dieß nicht zu wissen,“ unterbrach

ihn der Page schnell, „rathet mir auch nicht so gemüthlich, daß ich meinen Rücken einsalzen und einpfeffern soll, als sey nur davon die Rede, die Hände nach einem Festmahle zu waschen, — das übersteigt meine Geduld.“

„Der Schmerz einer Geißelung ist mir vollkommen bekannt,“ erwiederte Bernhard, wichtig, und als fühle er Mitleid, mit dem Kopfe nickend, „und in der Absicht, ihn Euch zu ersparen, weih' ich Euch jetzt ein in die Erfolge meiner Erfahrung, meiner mühsamen Versuche, und meiner erreichten hohen Stufe in der großen Kunst der Heilung von Krankheiten und Wunden.“

Bei diesen Worten öffnete Bernhard behutsam ein Kästchen mit allerlei darauf genieteten Metallplatten, die ein wundersames Gemisch von christlichen und heidnischen Symbolen zur Schau stellten. Da erblickte man Apoll als Schutzgott der Heilkünstler, der das Wamms eines christlichen Ritters, in der einen Hand das Kreuz des Erlösers, in der andern die Leier trug, auch Aeskulaps Schlange, die taubenmild zu den Füßen des Evangelisten Lukas sich krümmte, in dessen Händen ein Mörser und ein Stößel figurirten, auf denen ei-

nige Geheimzeichen der Araber, dazumal der heilkundigsten Aerzte, sich befanden, welche Geheimzeichen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzten, und noch in unserer Zeit in Altengland auf den blauen und grünen runden Flaschen in den Apotheken in goldenen Zügen prangen.

Bernhard hatte in diesem Kästchen ein rundes gläsernes Gefäß mit einem langen engen Halse, er hob es ernst und feierlich, was gegen seine angeborne fröhliche Miene seltsam abstach, empor, gleichsam zur Bezeichnung dieses in seinen Augen wichtigen und werthvollen Geschenkes, ergoß sich dann in eine ausführliche Schilderung der Heilkraft des im Gefäße verwahrten Mittels, hielt zugleich sich selbst als Erfinder und Verfertiger eine Lobrede, und ging zuletzt zu den Schlußworten über: „Da, nimm es hin, mein Sohn! Das mit diesem Mittel versetzte Einschläferungsmittel ist wohlweislich mit altem Weine angekocht, von dem es auch den vorschlagenden Geschmack hat. Trink nach empfangenen Geißelhieben dieses Gefäß aus, dann wirst du sanft und fest einschlummern; nach dem Wiedererwachen dich durch die süße Ruhe neu gestärkt fühlen, und dein erlittener Schmerz wird fast ver-

schwunden scheinen. Nimm dieses herrliche Heilmittel, und bleibe dafür dankbar mir und dem heiligen Lukas!“

Will vom Westen nahm das Gefäß, nicht so fast, weil er auf Heilkraft seines Inhaltes vertraute, als um den gutmüthigen Bruder Bernhard nicht zu kränken, steckte es gleichgültig in seinen Wamms und schwätzte wieder fort mit dem gelehrten arzeneikundigen Mönche. Die Stunden flogen vorüber; schon sah man, aus welchem Stoffe der Boden des Humpens bestehe, dessen meiste Flüssigkeit den Abzug durch die Kehle des muntern Bernhard genommen hatte, da der Page sich mit einem einzigen Becher begnügte. Der Frohsinn des Mönches stieg mit seiner Weinseligkeit, ohne daß ihn ein Räuschchen anflog; er äußerte den Wunsch, ein Lied zu singen, und genügte auch demselben; zuvor aber versicherte er sich, daß Niemand an den Thüren horche.

Der verschmitzte Page, dem nicht leicht etwas entging, durchstöberte inzwischen das Gemach. Er spähte nach einer Gelegenheit, den gemüthlichen Frohsinn des Klosterbruders, der gewiß keinem grämlichen Gefängnißwärter glich, zu seinem Vor=

theile auszubeuten, sich seiner Aufsicht zu entziehen, nach Orthez zu flüchten, und dort den Grafen de Foix um seine Verwendung zu bitten, damit ihm die zugesprochene Strafe erlassen werde.

Der Page ließ den Mönch nach Belieben singen, und fiel selbst, um ihm aus Artigkeit seine Aufmerksamkeit zu bezeugen, mit so greller Stimme in den Chor ein, daß es ein Fuchshetzer nach einer Abmühung von sechs Stunden mit Wonne angehört hätte; Bernhard besuchte nämlich bisweilen mit dem Prior dessen Jagdschloß, verzehrte dort manches Stück Wildbraten, den er erjagen half, und fühlte sich deßwegen jetzt angeregt, ein lustiges Jägerlied zu singen.

Will fand nicht so viel Vergnügen an Bernhard's Gesange, als dieser selbst, und faßte inzwischen aufmerksam eine Stelle der Tapete, die zur Wandbekleidung des Gemaches diente, in's Auge. Eine leise Bewegung dieser Tapete von Zeit zu Zeit, als würde sie von anwehender Luft veranlaßt, fiel ihm auf, und brachte ihn auf die Vermuthung einer Thüre oder sonst irgend einer Oeffnung hinter der Tapete. Es konnte wohl eine Thüre seyn, die zu einer entlegenen Abtheilung

des Klosters führte, was in damaligen Gebäuden von bedeutendem Umfange häufig der Fall war. Der Page verschwieg klüglich seine Wahrnehmung hinsichtlich der Tapete, damit Bernhard nicht auf den Gedanken kommen möge, die Thüre nun zu verschließen, im Falle sie noch offen seyn sollte.

Uebrigens war Will vom Westen fest entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit die Tapete genauer zu untersuchen, und die äußerste Gefahr einer Flucht dem Erstehen der verwirkten Strafe vorzuziehen. Nun glaubte er, daß zur Ausführung seines Entwurfes die rechte Zeit gekommen sey, stellte sich ermüdet, und wünschte, während der Abendmette im Kloster sich durch Schlaf zu stärken.

Bernhard ließ den Gefangenen allein, verriegelte aber vorsichtig die Thüre des Gemaches, und ging, als die Betzeit vorüber war, in den Speisesaal zum kärglichen Nachtmahle mit den übrigen Mönchen des Klosters. Für diese Entbehrung entschädigte sich jedoch Bernhard reichlich in seiner stillen Zelle. Alle Ordensbrüder hatten eine heilige Scheu vor den Gefäßen und Mischungen ihres gelehrten Heilkünstlers, und keiner von ihnen wagte es, sich mit einer Untersuchung derselben zu befassen;

es fehlte darum doch nicht an böslich Gesinnten, welche in gar vielen überschriebenen Gefäßen köstlichen Würzwein vermutheten, von denen der Klosterarzt die Nichtheilkundigen durch lateinische Benennungen zurückscheuchte, damit sie seine Herzstärkung nicht ausleeren sollten, die gewiß seine Kennerwahl rechtfertigte.

Nach und nach verhallten Bernhard's Tritte, so daß sie zuletzt nicht mehr bis zu den Ohren des Pagen im Gemache drangen; nun lüftete dieser die Tapete, und fand seine Vermuthung eines geheimen Pförtleins bestätiget, das auch in der That noch freien Ausgang bot. Durch dieses Pförtlein gelangte man durch einen langen engen Gang zu einer zweiten größern Thür, welche in ein weites Gemach führte, dessen Wände gleichfalls mit Tapeten ausgeschlagen waren. Das Gemach war leer, und Will sah sich bei dem Anbicke einer zweiten Thüre gegenüber schon im Geiste frei, denn Will war mit der Lage einiger Räume des großen Klosters vertraut, und so wie er nur durch das Fenster schaute, wußte er gleich wohin sein Weg ihn geführt habe. Gelang es ihm nur, während des Nachtmahles an den Zellen einiger Mönche

sich vorbeizuschleichen, so erwartete ihn blos noch die leichte Mühe, über die Gartenmauer des Klosters zu setzen, und Will war geübt, wie seine meisten Zeitgenossen unter den Knaben und Jünglingen ohne Beihülfe bis zu den Vogelnestern auf die Gipfel der höchsten Bäume zu klettern, er nahm es auch gar nicht genau mit der Zugbrücke, wenn sie etwa aufgezogen wäre, entschlossen, sodann durch den Wassergraben zu schwimmen, da es jedenfalls wegen des Bruders Pförtner gefährlich schien, über die Brücke zu gehen.

Regen Geistes sogleich einen Plan schmiedend, schritt er auf die zweite Thüre zu, in der Erwartung, nun das Innere des Klosters zu erreichen. Seine Hand lag schon am Drücker, als er plötzlich gehen hörte. Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden. Rasch eilte er durch den schmalen Gang wieder in das Gemach, das ihm zuvor zum Verließe diente; doch indem er sich gewandt hinter den Teppich barg, womit die Wand des geräumigen Gemaches überkleidet war, vernahm er, daß die Leute, welche er von Außen hatte gehen hören, durch die Thüre gegenüber in das Gemach traten. Von Bestürzung und Angst erschüttert, traute er

sich kaum zu athmen, um sich nicht zu verrathen. Er hatte keine andere Wahl, als sich hinter der Tapete bis zum Abgange der beiden Personen ruhig zu verhalten, ohne Rücksicht auf ihren Stand. Dieser blieb ihm nicht lange ein Geheimniß; denn wie sie nur den Mund öffneten, wußte Will schon daß die beiden Ankömmlinge der Prior und Sire Evan de Foix seyen. Jener sprach auffallend ernst, und dieser verrieth eine innere, gewaltsame Aufregung.

„Glaubt meiner Versicherung," sagte Sire Evan zum Prior, „daß ich geraden Weges von ihr komme, und daß sie mir ihren Haß mit einer Kälte und einem vernichtendem Hohne äußerte, wodurch alle meine Bemühungen vergeblich erscheinen. Es gelang mir weder sie zu beruhigen, noch mit Furcht zu erfüllen, noch durch Schmeichelworte zu erweichen. Hoch und stolz, in ihren wandellosen Zügen die innere Fassung ausprägend, stand sie mir gegenüber, indessen ich die ganze Hölle anstürmender Leidenschaften in meinem Busen trug. Sie glich einer Felsenklippe, die nicht weichet und nicht wanket, wandellos inmitten der Fluth, ob nun diese in Wellchen vorübergaukelt, oder mit vergeblichem

Wüthen die Donner der Wogen gegen ihre Pfeiler schleudert. Es trieb mich fort!«

„Was hinderte Euch, diese wegwerfende Behandlung der Dame Jeanne dem Grafen, Eurem Vater, zu berichten?« fragte Pater Prior, „de Foix kann über ihre Hand verfügen. Sagt ihm das Ganze!«

„Das ist auch geschehen,« versetzte Sire Evan, „Ihr könnt Euch aber mein Erstaunen denken, als er dabei so theilnahmslos blieb, wie allenfalls bei der Klage eines Bauernburschen, daß sein Liebchen ihn auf dem Jahrmarkte hinter das Licht geführt habe. Ich bestürmte ihn, mir seinen Beistand zu leihen; da äußerte er, so etwas lasse sich nicht übereilen, auch seyen kürzlich Verhältnisse eingetreten, die einer Vermählung der Dame Jeanne, selbst mit seinem Sohne, zur Zeit noch im Wege ständen. Zu einer nähern Erklärung konnte ich ihn nicht bewegen.«

„Stehen die Sachen so?« entgegnete der Prior, „Ihr wißt Euch nicht mehr zu rathen und zu helfen, und wendet Euch darum an mich?«

„So ist's, Prior,« antwortete Evan, „zieht

Ihr jetzt Eure Hand von mir ab, so lächelt mir keine Hoffnung mehr, und alle Pläne scheitern.“

„Ich will aber meine Hand nicht von Euch abziehen,“ erwiederte Philipp, „da es unser gemeinsamer Vortheil ist, daß Ihr mit Jeanne auch ihre Besitzungen erhaltet. Dieß wird uns Beiden goldne Früchte tragen. Eure Aussicht auf die Erbfolge wird dadurch günstiger, und Euer Einfluß auf den Willen des Grafen mächtiger; er kann Euch zwar zu seinem Erben ernennen, aber doch nicht erklären, daß Eure Geburt als rechtmäßig zu gelten habe.“

„Rathet mir also, was ich machen soll,“ sagte Sire Evan, „mir ist zu Muthe wie einem Menschen, der sich an dem Anblicke einer Schlange ergötzte, in ihr funkelndes Auge schaute, und das Schillern ihrer zahllosen Farben anstaunte, bis er den Schmerz ihrer stechenden Zunge fühlte. Was mich zuerst zu Jeannen hinzog, war Ehrsucht, und der Wunsch, Ansehen und Schätze zu erwerben; nun aber zerschmelzen diese kleinlichen Absichten vor der Flamme in meinem Herzen. Dame Jeanne ist mit der Sonne zu vergleichen; sie straft den Kühnen, der es wagt, in ihr Lichtmeer zu schauen,

durch solche Blendung, welche das Versiegen der Quelle des Sehens bewirken könnte."

Dieses glühende Gemälde der Liebe des Sire Evan zur Dame Jeanne, entlockte dem Prior ein höhnisches Lächeln, welcher erwiederte: „Gleich viel, was Euch bewogen hat, um sie zu freien; die Hauptsache bleibt doch immer meine Behülfe. Der Graf berechnet Alles mit kaltem Blute; er schreitet langsam vorwärts, auch kann man sich nicht auf ihn verlassen. In Folge irgend einer versteckten politischen Rücksicht, steht er jetzt unschlüssig auf dem Scheidewege, ob er den Ausgang eines Planes von der ungewissen Zukunft, oder eines andern von der zweifellosen Gegenwart hoffen soll. Waagerecht, so zu sagen, schweben seine Entschlüsse, und ein Strohhalm kann entscheiden. Würde Jeanne von Boulogne plötzlich Eure Gattin, so hätte er auch nichts einzuwenden, und er gäbe alles Unschlüssige auf, sobald er sähe, daß der Plan, der ihn jetzt beschäftiget, in keinem Falle mehr auszuführen sey. Sprecht, seyd Ihr ein Mann, entschlossen genug zu einer verwegenen That, wenn Ihr dadurch Jeannen gewinnen könnt?"

„Versucht's!" rief Sire Evan de Foix, „um

den Preis ihres Besitzes ist mir Alles feil, Leben, Vermögen, das Wohlwollen des Grafen, die Hoffnung der Erbeinsetzung, — auf diesen Wurf wag ich mein Alles, wie ein verzweifelnder Spieler auf den Letzten sein Letztes setzt. Jammer schaut ihm in's Auge, Verderben bedroht seinen Rückschritt; sein einziger Ausweg ist nur noch eine That der Verzweiflung, damit entweder durch Raserei der Rest der Habe zu Grunde gehe, oder die Vernunft ihn mit der Fülle des Glückes segne."

„Solche Gesinnung führt an's Ziel," erwiederte der Prior, der an der Ausführung seines Entwurfes nicht mehr zweifelte, „es harret Eurer jedoch eine schwere Prüfung; des Mitleidens zarte und weiche Anklänge müßt Ihr aus Eurem Herzen verbannen, welche der Anblick einer schönen Dame erzeugt, die in Thränen sich auflöset, gleich der Blume, die im Morgenthaue leuchtet. Gewalt muß sie in Eure Arme führen."

Sire Evan schauderte vor diesen Worten zurück; zu manchen Thaten, die sich nicht entschuldigen lassen, hatte der listige Prior des Jünglings ohnehin gewaltsame Leidenschaften aufgestachelt; doch die Gesinnungen eines ächten Ritters waren nicht

so ganz von ihm gewichen, daß er nicht gefürchtet hätte, durch Mißbrauch der bedrängten Lage schutzloser Damen ehrlos zu handeln.

„Nein,“ erwiederte er, „dazu bin ich nicht fähig; nicht mehr zu Waffenthaten der Ehre könnte ich fürder mein Schwert ziehen, wollte ich gewaltthätig gegen eine Dame verfahren, ja es würde so verächtlich, wie der feile Dolch eines ehrlosen Meuchelmörders. Durch Mittel der Gewalt ist es mir unmöglich, nach Jeannen's Besitze zu streben!“

„So entsagt ihr,“ äußerte der Prior gleichgültig, „vielleicht bewirbt sich dann mit minder engem Gewissen jener Sire Equitan um ihre Hand, jener Graf, der Wahnsinnige, der in seiner Kühnheit selbst vor dem Rachen eines Löwen nicht zurückbebte.“

„Nicht diese Erwähnung,“ sagte Sire Evan, den der Mönch durch seine arglistigen Worte gerade im rechten Augenblicke eifersichtig gemacht hatte, „nichts von Diesem; unterrichtet mich, was mir zu thun bleibt; vergeßt aber nicht, die Unverletztheit meiner Ehre sicher zu stellen.“

„Eure Ehre hat einen krankhaften Magen,“ entgegnete der Prior, „da er Sachen, welche andere

Menschen anwidern, leicht verträgt, dagegen, was Eurem Geschmacke nicht behagt, unvereinbar mit der Ehre findet. Was sprach denn damals Eure Ehre, als von Eustacen's Verbannung die Rede war?“

Dieser Tadel des Mitgenossen und Veranlassers der Frevelthaten Evan's, machte diesen eine Zeit lang bestürzt und verblüfft. Unter gottvergessenen Menschen gedeiht keine Sicherheit, kein Vertrauen; doch der unablässig lockende Köder, der Stolz, welcher der Hölle die Schlingen für ihre unmeßlichen Opfer flicht, ist immer geschäftig in Verblendung der Seelen, damit sie die breite Heerstraße der Versuchung wandeln. Sire Evan war zu stolz, sich vor dem Prior einer Verletzung der Gesetze der Ritterschaft anzuklagen. Durch diese Scheu vor dem Geständnisse seiner Schuld, machte er sich die Rückkehr von der Bahn des Lasters unmöglich; er hätte besser gethan, seine Schuld zu gestehen, als sie durch eine neue zu vergrößern. Nun aber blieb ihm keine andere Wahl, als den Rath des Priors zu beachten, der also fortfuhr:

„Die Menschen haben sich eine Art Banner, von ihnen E h r e genannt, erwählet, zu dem sie

ihre Zuflucht nehmen sollen, wenn sie ohne die Leuchte der Vernunft in die zahlreichen Irrgänge des Lebens sich verlieren. Es treten jedoch Fälle, Verhältnisse von ganz besonderer Natur ein, wo Personen von umfassendem Scharfblicke jenes Banner aufgeben, und, um an ein edles Ziel zu kommen, einen andern Pfad betreten, der ein eben so richtiger Führer ist. Das nun eben ist mein Rath, daß Ihr es auch so machet. Jeanne von Boulogne soll Eure Gemahlin werden. Ist dieß gegen die Ehre? Ihr sollt Sie, sobald sie Euer ist, mit der ganzen Gluth Eurer Jugend lieben; liegt darin eine Kränkung der Ehre? Wenn Ihr das Erbe Eures Vaters, des Grafen, mit Ihr genießt, wird Eure Ehre sich dagegen auflehnen? Zeigt mir doch nur eine Spur von Unehre oder Frevelthat hierin? Das Fräulein ist jung, eigensinnig, wetterwendisch, weiß nicht, was ihm frommt, und stoßt jetzt ein Gut von sich, dessen Verlust es in spätern Jahren, ohne Hoffnung, die Folgen thörichter Sprödigkeit wieder verbessern zu können, bedauern müßte. Gesund werden möchte zwar der Kranke, aber meistens graut ihm vor den Arzneimitteln, deren Bitterstoff die Genesung bedingt. Gleich einem Kinde sträubt

er sich, den anwidernden Trank zu schlürfen; zu seinem eigenen Besten muß man ihm also denselben aufzwingen. Namentlich zeigen Weiber ein so kindisches Benehmen, daher klügern Männern es geziemt, sie auf den Weg der Vernunft zu bringen. Mein Wunsch wäre also, daß Ihr die Dame Jeanne zur Gemahlin nähmet, wofür sie Euch, als ihrem Herrn und Gemahle, später dankbar seyn würde. Eine geliebte Gattin wird sich nicht beklagen, daß man ihre Ehre gekränkt habe.«

Sire Evan, dem keiner von den Scheingründen des Priors entgangen war, erwiederte: „Im Falle sie jedoch späterhin die Art und Weise ihrer Vermählung mit mir verwerflich findet, wie dann? Und können wir nicht in demselben Augenblicke, da wir die Frucht unserer Saat zu ärnten wähnen, von den Mächten des Abgrundes aufgegeben werden, an deren Hülfe wir uns gewendet haben? Sprecht Prior,“ drängte ihn Sire Evan mit ängstlichem und feierlichem Tone, „ob jene Mächte segenreich wirken können?“

Der Prior hatte einen langjährigen Umgang mit Sire Evan de Foix zu einer völligen Herrschaft über den Geist desselben benützt, so daß er ihm den

Glauben beibrachte, er stehe in Folge tiefer Forschungen in klösterlicher Zelle, mit jenen Geistern im Verkehre, die nach dem frommen Wahne jener Zeit Einfluß übten auf die Geschicke der Menschen. Deswegen trachtete Philipp bei jedem Anlasse, daß Sire Evan fest an jenem Glauben halte, welcher dem Prior zur Grundlage eines Ansehens und Uebergewichtes diente, das seinen Schüler mit Schauder erfüllte.

„Keine Frage!“ versetzte der Prior mit feierlicher Miene, „sprecht nicht von den Mitteln, welche das Gelingen unseres Planes verbürgen, sondern glaubt meiner Versicherung, daß ich ohne besondere Ermächtigung der für Euch unsichtbaren geistigen Wesen, die mir mit ihren höhern Kräften beistehen, Euch in ihre geheimnißvollen Verhältnisse zu mir nicht einweihen darf. Das ist Alles, was mir darüber zu sagen erlaubt ist. Selbst diese Wände würden mich anklagen, und mir eine schreckliche Verantwortlichkeit aufbürden. Ist es uns um die wirksame Hülfe des großen Odo *) zu thun, so ge-

*) Froissart enthält eine denkwürdige Erzählung hinsichtlich dieses geistigen Wesens, welche den damaligen Aberglauben außer allen Zweifel stellt. A. d. V.

ziemt uns stummer Gehorsam, Anhören ohne Fragen, Handeln ohne Bedenklichkeit.“

Sire Evan ließ sein prüfendes Auge auf den ernsten Zügen des sprechenden Priors ruhen. Eine Zeit lang war's, als ob des Aberglaubens finstere Schwingen die Gewalt seiner leidenschaftlichen Gefühle niederdrückten; mit schweigender Bereitwilligkeit, als gelte es den Vollzug eines räthselhaften Orakelspruches, ging er auf des Mönches verrätherischen Anschlag ein, und beschränkte sich nur auf die Frage an den Prior, „was er zu thun habe?“

„Gebt Acht!“ begann Philipp, „morgen mit Tagesgrauen werden Jeanne und Isabelle in unserer Kirche, vor dem Bilde der Mutter Gottes, ihr Bußgebet verrichten, bevor sie weiter pilgern zum Altare der heiligen Anna. Auf meine Anordnung wird sie nur ein kleines Gefolge von Dienern aus dem Kloster geleiten. In Eure Hände leg' ich die Schlüssel zur Kirche und zu dem Garten, welcher zu meinem persönlichen Gebrauche bestimmt ist. Ihr werdet sie im Gemache des Bruders Pförtner finden. Begebt Euch aus dem Kloster auf dem bezeichneten Wege über die herabgelassene Zugbrücke. Flüchtige Rosse erwarten Euch und Eure Beistän-

der, die Ihr Euch selbst wählen möget, vor den Mauern dieses Hauses. Laßt Euer Jagdhorn erschallen, und alsogleich werden Euch zwei Diener umstehen. Werft Euch dann rasch auf's Roß, vermummt als Ordensbruder, damit es scheine, wir hätten Euch zum Geleit der Damen durch den Wald aufgeboten, durch den es wegen der Mannen des Edlen von Armagnac nicht selten gefährlich zu ziehen ist. Auf diese Art gelangt ihr zum Kloster der heiligen Anna, deren Aebtissin von mir bereits die nöthige Weisung erhalten hat, was dann weiter zu thun sey.«

»Man wird Isabellen bedeuten, daß sie, um strenger zu büßen, sich in eine eigene Zelle zurückziehen müsse; inzwischen harret schon ein Priester zu Eurer Vermählung mit Jeannen von Boulogne, sey's nun mit oder ohne ihre Beistimmung. Ist sie nur einmal die Eurige, so wird sie wohl lieber Eure angetraute Gemahlin als eine entführte Jungfrau heißen. Bei dem Grafen braucht Ihr Euch dann nur, der Wahrheit getreu, durch die Liebesgluth entschuldigen, die Euch zu diesem Schritte hingerissen habe. Dem Grafen bleibt hernach, so wie Jeanne einmal mit Euch vermählt ist, keine

andere Wahl, als Verzeihung, und ein freundlicher Empfang seiner Tochter. Wollt Ihr diesen Plan nicht verfolgen, so verzichtet nur gleich auf Jeannen; denn ich hege die gerechte Besorgniß, daß seine Politik, durch ihre Verbindung mit dem Sohne des englischen Herzogs von Lancaster, irgend ein günstiges Bündniß schließen zu können hoffe."

„Das genügt," versetzte Sire Evan de Foix, „und ich werde genau nach Eurer Vorschrift handeln. Obgleich der Graf über ein Vorhaben dieser Art nie das Mindeste äußerte, so bangte mir doch längst schon vor einem solchen Schritte. Es war eine Verhöhnung meiner Gefühle, daß er zuerst micht ermuthigte, um die Jungfrau zu freien; die Verantwortung meines Verhaltens ist also jetzt seine Sache. Wird Jeanne meine Gemahlin, erhält sie wieder ihre Besitzungen, so prangt die Bischofsmütze von Comminges auf Eurem Haupte; Ihr dürft auf meine Dankbarkeit zählen."

„Und Ihr für immer auf mich," entgegnete der Prior mit Salbung, schnell beifügend: „Nun aber zögert nicht länger, eilt nach Orthez zurück; man darf uns nicht beisammen sehen. Ich werde eine Unterredung mit Euch auf morgen früh veranstal-

ten; laßt aber die Frühmette zuvor beendigen, damit Eure allzubaldige Ankunft keinen Argwohn veranlasse. In dieses fernabliegende Gemach führt Euch unbemerkt diese Thüre; hier wartet auf mich. Lebet wohl inzwischen; haltet reinen Mund, seyd behutsam und beharrlich! Laßt nicht Eure Leidenschaft vorherrschen, die Euch das Spiel noch im Momente des Gelingens vereiteln könnte, und der Sieg wird Euer seyn!«

Nun entfernte sich der Prior aus dem Gemache, und Sire Evan de Foix folgte ihm.

In seinem Verstecke hinter der Tapete, verweilte eine Zeit lang Wil. vom Westen, der aufmerksam auf jedes Wort gelauscht hatte, ehe er in das Gemach zu schielen sich erkühnte. Er hatte nun nichts mehr zu befürchten, schlüpfte hervor, und durchspähte jeden Winkel dieses Raumes; dann eilte er wieder durch den schmalen Gang in die Zelle seines gelehrten Wächters, wohin zu seinem Glücke der würdige Bruder Bernhard noch nicht zurückgekehrt war.

Will säumte nicht; er besah sich die Menge Schlüssel, welche an der Wand hingen, und als er durch Aufschrift und Zahlen den Schlüssel zur

Kirche und jenen zu dem Garten des Priors herausgefunden hatte, legte er sich auf eine Bank, um dem kommenden Bernhard ein Schlafender zu scheinen.

Der verschmitzte Page spann nun den hinter der Tapete gemachten Anschlag reiflich aus, ob er sich der flüchtigen Rosse des Priors bedienen sollte, oder nicht, um seinen Rücken den derben Geißelhieben, und die Dame Jeanne einem Gemahle zu entziehen, der ihrem Wunsche eben nicht entsprechen möchte. „In der That,“ meinte der junge Page, der sich schon eifrig nach dem Ritterschlage sehnte, und eben in einen alten Spiegel gegenüber schaute, welcher die anmuthigen und listigen Züge Will's wiederstrahlte, „in der That begreife ich nicht, warum ich nicht eben sowohl zum Entführer einer holden Jungfrau passen sollte, als Sire Evan de Foix, und gerade durch die Beschirmung bedrängter Jungfrauen muß man vorzugsweise bewähren, daß man des Ritterschlages würdig sey.“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bray, Anna Eliza,

De Foix, oder: Französische Zustände im vierzehnten Jahrhunderte Ein Zeit- und Sittengemälde

Bd.: 2

Augsburg (1837)

P.o.angl. 37 t-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10744990-7